10 6. 43
do Nr. 54325

10. Jahrgang 1943 · Heft 3

Stadtbibliothek Berlin

Stadtb.

Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben von Richard v. Hoff

Verlag von B. G. Teubner · Leipzig und Berlin

Bibliothek

Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben im Auftrage des Nordischen Ringes in der Nordischen Gesellschaft von SS-Oberführer Senator Dr. R. von Hoff, Bremen

in Verbindung mit

Ministerialrat Dr. R. Benze, Berlin
Staatssekretär Dr. E. Boepple, München
A. Funkenberg, Reichskontor Lübeck der Nordischen Gesellschaft, Potsdam
Universitätsprofessor Hauptdienstleiter Dr. W. Groß, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP., Berlin
Universitätsprofessor Dr. Hans F. K. Günther, Freiburg i. Br.
Staatssekretär a. D. Dr. A. Gütt, SS-Brigadeführer, Samter bei Posen
Museumsdirektor Dozent Dr. M. Hesch, Dresden
SS-Gruppenführer Hofmann, Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes SS, Berlin
Prof. Dr. Auguste Reber-Gruber, München
Dr. H. Rechenbach, Hauptabteilungsleiter i. Stabsamt d. Reichsbauernführers, Berlin
Universitätsprofessor Dr. F. Ruttke, Jena
Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg, M. d. R., Weimar
Dr. E. Zilian, Oberregierungsrat, Berlin
Schriftwalter: Dr. Hans Burkhardt, Schleswig, Mühlenredder 15

Bezugspreis halbjährlich *RM* 3.20
Für Mitglieder der Nordischen Gesellschaft Vorzugspreis von *RM* 2.60 halbjährlich

Anfragen, Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftwalter Dr. H. Burkhardt
Unverlangte Beiträge werden nur bei ausreichendem Rückporto zurückgesandt.

Zur Beachtung!

Der neue Bezugspreis beträgt ab 1. April 1943 *RM* 3.20 halbjährlich. Da das 1. Vierteljahr voll geliefert wurde, ergibt sich für das 1. Halbjahr der Bezugspreis von *RM* 3.— + *RM* 1.60 = *RM* 4.60, Die demnach für das 1. Halbjahr zuviel gezahlten *RM* 1.40 werden auf den Bezugspreis des 2. Halbjahres angerechnet, so daß dafür noch *RM* 1.80 zu entrichten sind.

Mitglieder der Nordischen Gesellschaft haben bei dem neuen Bezugspreis von *RM* 2.60 halbjährlich sinngemäß für das 2. Halbjahr *RM* 1.50 zu bezahlen.

B. G. Teubner, Leipzig C 1.

Inhalt dieses Heftes:

Oberregierungsrat Dr. Erich Zilian, Berlin: Grund- und Stufenformen der menschlichen Wesensverfassung nach Körperbaucharakterlehre und Rassenseelenkunde.

Prof. Dr. Hans F. K. Günther, Freiburg/Br.: Trinken, Rauchen und Gattenwahl.

Dr. Horst Plate, Genthin: Können die Niederlande dem Neuen Europa einen wertvollen blutsmäßigen Beitrag bringen? (Mit 12 Bildern auf 2 Tafeln.)

Heinrich Gottong, z. Z. im Felde: Eine mittelalterliche deutsche Siedlung im Karpatenvorland. (Mit 10 Bildern auf 2 Tafeln)

Richard Eichenauer, Leiter der Bauernhochschule Goslar: Wo steht die rassenkundliche Musikforschung? Ein Übersichtsbericht (II).

Neue Bücher:

Dr. Heinz Rieder, Wien: Das Bild des Menschen im Kriege.

Prof. Dr. Fritz Schachermeyr, Graz: Alte Geschichte.

Grund- und Stufenformen der menschlichen Wesensverfassung nach Körperbaucharakterlehre und Rassenseelenkunde

(Zur Rassenpsychologie auf konstitutionsbiologischer Grundlage)

Von Erich Zilian

1. Allgemeine erbwissenschaftliche Voraussetzungen

Es ist rund ein Jahr her, seit ich in Heft 3 des Jahrgangs 1942 dieser Zeitschrift die Beziehungen zwischen der Körperbaucharakterlehre und der Rassenseelenkunde unter dem Thema „Körperformerforschung zur Rassenseelenkunde" behandelt habe. Inzwischen ist an dieser Stelle die Frage nach den Beziehungen zwischen Konstitution und Rasse zur Erörterung gestellt worden. Ich selber glaube, seitdem meine Gedankengänge ein gutes Stück weiterführen und dem Sachverhalt näherkommen zu können, weshalb ich noch einmal das Wort zu dem Gesamtproblem ergreife.

Unsere grundlegenden Vorstellungen vom Wesen der Rasse sehe ich bedeutsam gefördert durch eine Abhandlung von Fr. Lenz „Über Wesen und Irrwege rassenkundlicher Untersuchungen" in Z. f. Morphologie und Anthropologie, H. 3, Jahrgang 1941. Darin wird die Stellung des Rassenbegriffs zu dem umfassenderen Begriff der erblichen Veranlagung in nicht mehr zu überbietender Klarheit festgelegt. Lenz geht von der Summe aller einzelnen Erbanlagen (Gene) aus, die im Zusammenwirken die Gesamtveranlagung ausmachen, und stellt fest, daß der Mensch in allen seinen Untergruppen oder Rassen ebenso einen gemeinsamen Grundstock von Erbanlagen aufweist, wie ihm ein Ausschnitt des Anlagenbestandes schon mit Angehörigen der Wirbeltierreihe, insbesondere der Primaten, gemein ist. Deshalb läßt sich nicht der Gesamtinhalt seiner Erbanlagen auf Hundertsätze rassischer Anteile aufgliedern. Ich füge nun an diesem Punkte die Feststellung ein, daß solche tiefergehenden Gruppierungen von Erbanlagen nicht nur manche Rassen verbinden, sondern auch in die Tierverwandtschaft herabreichen und schon mitwirksam sind in jenen Anlagengefügen, die man als Konstitutionstypen (Körperbaugrundformen) bezeichnet hat. Ihnen gegenüber sind die Rassenbilder Körperbau- und allgemeine Veranlagungssonderformen. Auch in diesen erschöpft sich nicht der gesamte noch verbleibende Bestand von Erbanlagen, da es ja innerhalb jeder Rasse noch einen Spielraum, eine Schwankungsbreite, des Anlagenbestandes gibt, in denen sich allenfalls sippenhafte Übereinstimmungen finden, im übrigen aber alle jene feineren Sonderformen Platz haben, die man als individuelle Abweichungen bezeichnet. Durch eine solche Klarstellung wird dem Typusbegriff jene ausschließliche Ganzheit genommen, gegen die mit Recht in neuerer Zeit besonders Hartnacke, zuletzt in „Rasse", H. 7, Jahrg. 1942, „Elemente des Werdens, Ganzheit des Seins" angegangen ist. Ein weiteres Verdienst, Beziehungen zwischen den Veranlagungs-

grundformen der Konstitution und bestimmten europäischen Veranlagungssonderformen der Rasse aufgespürt zu haben, gebührt Hans Burkhardt mit seinen ebenfalls in „Rasse", H. 1, Jahrg. 1943 gebrachten Ausführungen über „Konstitutionsformen im Bereich der nordischen Rasse". Ihm ist es insbesondere gelungen nachzuweisen, daß die Körperbaugrundformen nicht gleich belangvoll für alle rassischen Sonderungen zu sein brauchen, sondern für einige Gruppen unter ihnen mehr und für andere weniger. Somit schränkt sich die Bedeutung des Konstitutionstypusbegriffs auf diejenigen Rassengruppen ein, die in besonderer Weise zur Ausprägung einer bestimmten Körperbaugrundform hinneigen, auf diejenigen Fälle also, in denen man von schlankwuchsgeneigten (leptoiden), breitwuchsgeneigten (athletoiden) oder rundwuchsgeneigten (pyknoiden) Rassen bzw. konstitutionellen Zwischenformen innerhalb einer Rasse reden kann.

Zur Beurteilung der Art und Weise nun, wie die Anlagengruppierungen der Rasse weitere erbliche Gemeinsamkeiten über die Grundbestände etwa des Körperbautypus hinaus gewinnen, führe ich noch einmal jene Unterscheidung ins Feld, die sich nach der artlichen Entwicklungshöhe verschiedener Anlagen ergibt: den Unterschied zwischen fortgeschritteneren (hominideren) und urtümlicheren (anthropoideren) Körpermerkmalen als Ausdruck höherer und niederer Lebensfähigkeiten und der ihnen entsprechenden Erlebnisweisen. Ich möchte aber die Herausbildung der rassischen Sonderungen weder auf die Körperbaugrundgestaltung (Konstitution) noch auf die Ausgestaltung im Rahmen der Artentwicklung beschränkt sehen, sondern darauf verweisen, daß sich rassische Besonderheiten auch aus der Ausprägung ganz bestimmter Einzelanlagen im Unterschiede von umfassenderen Anlagenverbindungen wie den vorgenannten ergeben haben.

Die Bedeutung eines solchen Einzelmerkmals für die Rassenbildung ist überzeugend erstmalig von Reche im Vergleich der europiden und negriden Menschheit bezüglich der Hautbeschaffenheit aufgewiesen worden und läßt sich in entsprechenden Untersuchungen an mongoliden Gruppen erweitern. Es ist nun wiederum Burkhardt, der die Auswirkungen gerade dieses rassischen Einzelmerkmals der Hautbeschaffenheit auf die seelische Wesensart in seiner Untersuchung über „Die seelischen Anlagen des nordischen Menschen" aufgezeigt hat, nachdem die seelischen Auswirkungen umfassender körperlicher Anlagenverbindungen, Grundformen der körperlichen Wesensverfassung, durch die Körperbaucharakterlehre Kretschmers erstmalig erbracht worden ist und die Rolle der anderen nach meinem Hinweis an der Rassenbildung beteiligten Grundtatsache der Stufenmerkmale körperlicher Entwicklung ohne weiteres aus kulturbiologischen Zusammenhängen ersichtlich geworden ist.

Daß die abweichende Herausbildung der Hautbeschaffenheit nicht nur hinsichtlich ihrer Farbstoffeinlagerung entscheidend an der Rassensonderung im großen („weiße", „gelbe" und „schwarze" Rasse) beteiligt ist, beweisen meines Erachtens auch die Flächengrößenverhältnisse der Körperbedeckung: Groß bei der besonders zu Schlankwuchs neigenden schwarzen Südmenschheit, wohl im Zusammenhang mit Notwendigkeiten des Wärmehaushalts, dessen Erleichterung in heißen Lebensräumen auch die

starke Schweißdrüsenausbildung dient; gering und durch kräftige Fettunterlagerung unterstützt beim mehr zum Rundwuchs geneigten gelben Rassenstamm, der in seinen binnenländischen Ursprungsräumen großen Wärmeunterschieden begegnen mußte. Und schließlich von mittlerer Größe bei dem vom Schlank- zum Breitwuchs gleitenden „mittleren" Rassenstrom Europas, dessen Anpassung an veränderlich-schwierige Witterungsbedingungen außer einer allgemeinen Abstufung der Lebens- und Erlebnisfähigkeiten zu höchstentwickelten Formen die Feinabstimmung der Hautbeschaffenheit mit sich gebracht haben mag. — In diesem Zusammenhang könnte bereits ein konstitutionsbegünstigter Faktor wirksam sein.

2. Erlebnisfähigkeiten und Erlebnisstufen

Es soll nun im folgenden versucht werden, in die gestaltenden Kräfte der leibseelischen Wesensverfassung (Konstitution) einzudringen. Alle unsere Umwelterfahrungen haben zwei Seiten: eine erlebnisgegenständliche (objektive) und eine erlebniszuständliche (subjektive). Was uns erlebnisgegenständlich als körperliches Lebensgeschehen gegeben ist, stellt sich erlebniszuständlich im Lebewesen eben als seelisches Erleben dar. Vom lebensmittelpunktlichen (biophilosophischen) Gesichtswinkel aus lassen sich alle Vorgänge der uns zugänglichen Wirklichkeit einteilen in solche, die sich lediglich innerhalb des Lebewesens abspielen und die Regelung seiner inneren Lebensvorgänge besorgen; in andere, die in der Außenwelt stattfinden, aber durch die Lebenslage zur Einwirkung auf das Lebewesen gelangen und es zu einer Erfahrung veranlassen; und schließlich in Auseinandersetzungen des Lebewesens mit seiner Umwelt, aktive und passive Verhaltensweisen. Als Erlebniszustände bedeuten diese Gruppen Innen- oder Selbsterlebnisse, Außen- oder Umwelterlebnisse und Verhaltenserlebnisse, die einen Spannungsausgleich des Innen- und Außenerlebens bewirken und damit gewährleisten, daß die einzelnen Vorgänge nicht voneinander abgesetzt bleiben. — Nun muß das Vorherrschen je einer dieser Erlebnisgrundfähigkeiten in einer Wesensverfassung unterschiedliche Grundformen derselben ergeben, die wir als *selbsterlebnisbestimmte*, *umwelterlebnisbestimmte* und *verhaltenserlebnisbestimmte* Wesensverfassung auseinanderhalten können. Ihre Beziehungen zu den Grundformen der körperlichen Konstitution werden zu prüfen sein.

Neben ihnen sind die Formen des Zusammenwirkens der Grundfähigkeiten auf verschieden hohen Lebens- und Erlebnisstufen zu beachten. Es ist nämlich eine weitere lebensgesetzliche Tatsache, daß sich die aufgewiesenen Geschehnisse *auf verschieden hohen Ebenen* vollziehen können, in den Nervenschaltstellen des Gehirns kürzer oder länger geschlossen, die *unbewußten* Reizbeantwortungen auf einer niedrigeren Stufe als die *bewußten* Erlebnisweisen. Diese wiederum unterscheiden sich nach dem Grade ihrer Bewußtheit als *reizgegenwärtig* bewußte niedere und *reizungegenwärtig* bewußte höhere. Das Leben bedient sich der höheren Schaltvorgänge in all den Lagen, die größere Zusammenfassungen von Einzelerlebnissen erfordern. — Diese Unterscheidung der Stufen von Erlebnisweisen wird sich be-

sonders bewähren, wo es um die Kennzeichnung artunterschiedlicher Rassengruppen geht.

Die nachfolgende Übersicht vermittelt eine Beurteilung der seelischen Hauptfähigkeiten im Rahmen der entwickelten Zusammenhänge.

Übersicht der Erlebnisgrundfähigkeiten und Erlebnisstufen

Erlebnisstufen nach dem Bewußtseinsgrad	Erlebnisgrundfähigkeiten im Lebensumweltverhältnis		
	Selbsterlebnisse	Umwelterlebnisse	Verhaltenserlebnisse
Unbewußte körperliche Reizverarbeitungen	Selbsttätige Lebensregelungen	Unterbewußte Erfahrungen	Unwillkürliche Verhaltensweisen
Reizgegenwärtige seelische Bewußtseinsleistungen	Empfindungen	Wahrnehmungen	Triebhandlungen
Reizgegenwärtige geistige Bewußtseinsleistungen	Gefühle	Gedanken	Willenshandlungen

3. Grund- und Stufenformen der leibseelischen Wesensverfassung

Es ist die grundlegende Leistung von E. Kretschmer gewesen, aus der Reihe bis dahin beschriebener Körperbauformen drei Gruppen herausgehoben zu haben, seine Konstitutionstypen des Leptosomen (Schlankwüchsigen), Athletikers (Breitwüchsigen) und Pyknikers (Rundwüchsigen), die im Falle ausgeprägten Vorkommens hinneigen zu Grundformen der leibseelischen Veranlagung, in denen wir die vorgenannten Erlebensgrundfähigkeiten wiedererkennen können.

Die Spaltmütigkeit (Schizothymie) der Schlankwüchsigen läßt eine beherrschende Stellung der umwelterfassenden Vorgänge in ihrem Seelenleben erkennen. Die Einflüsse des Umwelterlebens reichen bis in das Gefühlsleben hinein und rufen dort jene Reizverarbeitung hervor, die als Überempfindlichkeit im Gegenspiel mit der einer teilweisen Abspaltung des Gemüts entsprechenden Unempfindlichkeit steht, und die beide die für das Gefühlsleben der Schlankwüchsigen kennzeichnende „psychästhetische Proportion" (Mischungsverhältnis zwischen Über- und Unempfindlichkeit) ausmachen. Daß hiermit eine Hemmung aller Verhaltenserlebnisweisen und Handlungsantriebe einhergeht, die im äußersten Falle, besonders bei den schwächlich Schlankwüchsigen, den asthenischen Leptosomen, zu Antriebsschwäche ausarten kann, rundet das Bild dieses Erlebnistypus ab.

Es ist nun sicherlich kein Zufall, daß diese Grundform des leibseelischen Verhaltens schon nach Erfahrungen der allgemeinen Menschenkenntnis so auffällig von dem Hinneigen zu schlankwüchsiger Gestalt begleitet ist. Ist doch ihr innerer Aufbau gekennzeichnet durch eine schwächere Ausbildung sowohl der Organsysteme des vegetativen, das innere Lebensgedeihen regelnden Geschehens (Eingeweide-Gefäßsystem) als auch des äußeren Verhaltens (Bewegungsapparat: Muskel-Skelettsystem), wäh-

rend die ausgiebige Aufgliederung des schlanken Körperbaus einfach schon durch die durch sie bedingte Vergrößerung der Körperoberfläche vermehrte Einwirkungsmöglichkeiten für Umweltreize zur Folge hat. Die auslesende Wirkung des Naturgeschehens wird nun diejenigen Erbformen (Genmutanten) eines solchen Organismus begünstigt haben, die das Organsystem der Erfahrungs- und Auffassungsvorgänge (Sinnesorgane und ihre Verarbeitungsstellen) besonders ausbilden konnten. Es ist daher nur verständlich, wenn die zum Schlankwuchs neigenden Rassen zugleich bevorzugt erscheinen im Vorgang der artlichen Aufwärtsentwicklung (Ausbildung der höheren Hirnzentren, Steigerung der bewußten Leistungen) und die führende Schicht in allen Völkern schlanken Wuchs und Schmalgesichtigkeit hervortreten läßt. Doch ist keine feste Verkoppelung der beiden Erscheinungen von Schlankwuchs und artlicher Entwicklungshöhe gegeben. Man denke an die Negerrasse. Dagegen genießt der Schlankwüchsige in enger Verbindung mit seiner Eindrucksempfänglichkeit, Umweltoffenheit, noch einen weiteren Vorteil im Lebensverhalten durch die Beweglichkeit seines Körperbaus — nicht Bewegungskraft, an der ihm der Breitwüchsige überlegen ist. Gelegentlich auch in Sonderausprägungen als Bewegungstyp bezeichnet, eignet ihm leicht besondere Gewandtheit und in der raschen, vielfach reflexhaften Ansprechbarkeit seiner Bewegungen auf Außenreize Behendigkeit. Diese Fähigkeiten treten naturgemäß gerade bei den geistig weniger fortgeschrittenen schlankwüchsigen Rassen und Personen in ihr Recht.

Kretschmer, hierin ergänzt durch Enke, hat erst später das Persönlichkeitsbild der Breitwüchsigen (Athletiker) aus der Gruppe der gemeinsamen Behandlung mit den Schlankwüchsigen herausgenommen und für sich betrachtet. Hierbei wurde entdeckt, daß sie am Formenkreis der spaltmütigen Charaktere bzw. an demjenigen des Spaltungsirreseins besonders dort teilhaben, wo es sich um die Betonung seelischer Spannungserscheinungen handelt, daß sie im übrigen jedoch zur Herausbildung besonderer Wesensart neigen, die man als zäh-beharrlich (viskös) bezeichnet hat, und die zwischen den Polen phlegmatisch-explosiv ausgerichtet ist. Wir können hierin eine beherrschende Rolle der auf das Verhalten gegenüber der Umwelt gerichteten leiblich-seelischen Fähigkeiten, der Handlungsfunktionen, erblicken. Dieser Wesensart wird daher eine Tatkraft zugesprochen, die als eine ruhige weder von äußeren Eindrücken noch von Gemütsbewegungen her gestört werden kann, was nicht ausschließt, daß gestaute Spannungen zu plötzlichem Ausbruch gelangen können. In dieses Bild ordnen sich zwanglos ein: Stetigkeit, Zuverlässigkeit, Gründlichkeit, ein gewisses Haften und eine geringe Umstellungsfähigkeit, wenig Feinsinn und Sensibilität, in den Auffassungsvorgängen tatbezogene (praktische) und gegenständliche (konkrete) Züge.

Das gehäufte Vorkommen dieser vorzugsweise handlungsfähigen Erlebensform bei breitwüchsigem Körperbau beruht offenkundig wieder auf einer inneren Lebensgesetzlichkeit und nicht bloß auf einem zufälligen, etwa nur durch gleiche Auslesewirkung entstandenen Zusammentreffen. Denn die breitwüchsige Form zeichnet sich eben durch jene Anteile des Körperaufbaues aus, die den Zwecken des Verhaltens, des umweltangreifenden Handelns dienen: durch Muskel- und Skelettsystem. Bezüg-

lich der außenreizempfänglichen Körperoberfläche und des den Lebenshaushalt regelnden inneren Organsystems nimmt die breitwüchsige Gestalt eine Mittelstellung ein zwischen der schlank- und der rundwüchsigen Lebenserscheinung, wie dies auch von den jenen Baueigentümlichkeiten zugeordneten Erlebnisleistungen des Auffassungs- und des Gefühlsvermögens gilt. Eine solche Zwischenstellung wird denn auch von dem Erforscher des breitwuchsgeneigten Persönlichkeitsbildes Enke ausdrücklich festgestellt hinsichtlich der Form- und Farbbeachtung, des geistigen Absehungs- (Abstraktions-) Vermögens, der Spaltungsfähigkeit und des geselligen Verhaltens.

Während wir von der schlankwüchsig-umwelterlebnisbestimmten Veranlagungsgrundform sagen konnten, daß sie die Herausbildung artlich weiterentwickelter, hochgezüchteter Stufenformen begünstigt, hat die breitwüchsig-verhaltenserlebnisbestimmte Grundform ihre Bewährung auf urtümlichen Entwicklungsstufen des Lebensverhaltens hinter sich, weil körperliche Leistungsfähigkeit im Lebenskampf unter harten Naturbedingungen schon nützte, ehe geistige Fähigkeiten besser entwickelt waren, Handlungskraft früher zur Verfügung stand als Erfahrungseinsicht. Burkhardt bezeugt in seinem oben bezeichneten Aufsatz: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die meisten Rassen in ältester Zeit in gewissen Merkmalen mehr als später der athletischen Konstitution nahegestanden haben. Die schmalwüchsige und vor allem die rundwüchsige (pyknische) Konstitution sind in der Entwicklungsgeschichte der Rassen auf Grund bestimmter Züchtungsvorgänge (den pyknischen Typ hat man als einen domestizierten Typ der Menschheit bezeichnet) in reiner Form vermutlich später aufgetreten. So waren in ältester Zeit vielleicht fälisch anmutende Merkmale innerhalb der nordischen Rasse besonders häufig. Innerhalb gewisser Gruppen verloren sich dann, so kann man sich vorstellen, durch Züchtungsvorgänge diese altertümlichen Merkmale (Gruppen indogermanischer Sprache ohne fälische Merkmale). Erst in neuerer Zeit dürfte sich dann ein bestimmter, zu ausgesprochener Seßhaftigkeit neigender schwerer Menschenschlag wieder in gewissen Gegenden gehäuft haben dadurch, daß in solchen Gegenden die beweglicheren nordischen Menschen in größerer Zahl abgewandert sind."

Die in solchen Zusammenhängen wiedergegebene Annahme einer Herleitung der dritten Körperveranlagungsgrundform, der rundwüchsigen, aus Domestikationsbedingungen, späteren Umständen des menschlichen Zusammenlebens, sei zu deren Behandlung gleich eingangs wie folgt ergänzt: Auch die Natur scheint bereits ihren Lebewesen ähnliche Bedingungen geboten zu haben, wie die vom Menschen kulturell herbeigeführten, nämlich in gewissen verhältnismäßig gesicherten Räumen, die als Rückzugsgebiete aufgesucht werden konnten, etwa geschützte Täler. In derartigen Gebieten konnten sich Lebensgrundformen entwickeln, die sich weder durch kraftvolle Handlungsfähigkeiten auszeichneten noch durch verfeinerte Erfahrungsleistungen, sich dafür aber mit den inneren Regelungen ihres Lebenshaushaltes um so besser nach möglicherweise eingeschränkten Lebensbedingungen richten konnten. Ihre Stärke erweist sich in den vegetativen Vorgängen und den mit ihnen verbundenen Anpassungen des Gemütslebens, indem sie in ihren Lebensvorgängen immer dann einen Auftrieb,

ein seelisches Erhobensein erhalten, wenn die Umweltverhältnisse ein solches „Ausleben" gestatten, und immer dann eine Herabsetzung (Depression), wenn die Lebenslage Einschränkung fordert. So ist die rundwüchsige Körperbaugrundform durch jene feine Stimmungsveränderlichkeit gekennzeichnet zwischen „himmelhoch jauchzend" und „zu Tode betrübt", heiter und traurig, im Krankheitsfalle Manie und Depression, welche Gegensätzlichkeit Kretschmer als diathetische Proportion der kreismütigen (zyklothymen) Wesensart beschrieben hat, die im Krankheitsfalle zum zirkulären Irresein entartet. In ihrem seelischen Erscheinungsbilde steht alles unter der Herrschaft der Vorgänge innerer Lebensregelung, des inneren Erlebens und der Gemütsbewegungen. Ihre Erfahrungen sichern wohl eine enge Fühlung mit der Wirklichkeit, aber nicht jenen Abstand, der über eine lebensverbundene Gesamterfassung hinausführt zur prüfend unterscheidenden Beurteilung. Die Handlungen erhalten im Zustande des Erhobenseins Schwung und Unternehmungsgeist, doch fehlt ihnen das unter allen Umständen beharrende Zielstreben, die gleichmäßige Ausdauer, die eigentliche Energie des Breitwüchsigen.

Das körperliche Erscheinungsbild dieser innenerlebenden Veranlagungsgrundform ist sonach aus ebenfalls zwangsläufiger Gesetzmäßigkeit heraus durch eine ausgiebige Organausstattung innerer Zweckbestimmung bei geringerer Gliederung der reizempfänglichen Oberfläche und feiner (graziler) Ausbildung des Muskelknochengefüges bestimmt. Das Vorkommen dieser rundwüchsig-innenerlebenden Veranlagungsgrundform bei rückständigen, abgedrängten Rassengruppen wie der pygmäenhaften ist in deren Züchtungsbedingungen begründet, wie sie als Auslesevorgang der Rundwüchsigen überhaupt geschildert wurden. Doch ist diese Lebensgrundform auch in Verbindung mit höherentwickelten Veranlagungsstufen zu beobachten. Man denke nur an die unter den Domestikationsbedingungen der neuzeitlichen Kultur, besonders der großstädtischen Zivilisation oft geradezu noch übersteigert anzutreffenden Rundwüchsigen sowie an rundwuchsgeneigte europäische Rassen wie besonders die ostische (alpine). Ihr Anteil jedenfalls als mitwirkender Einschlag an den Kulturleistungen des Abendlandes, besonders den schöngeistigen in Tonkunst und Dichtung, ist nicht zu unterschätzen. Gleichwohl ist der rundwüchsig-innenerlebenden Wesensgestalt ein Merkmal sowohl in ihrer züchtungsbedingten wie in ihrer zivilisationsbegünstigten Form gemein: ihre Erhaltung außerhalb der harten ursprünglichen Daseinsbedingungen des natürlichen Lebenskampfes. Sie stellt eine Art Rückgriff auf vegetative Lebensformen dar, während die breitwüchsig-verhaltenserlebende zu urtümlich-animalen Lebensformen hinneigt und die schlankwüchsig-umwelterlebende zu fortgeschritten-menschlichen.

4. Die leibseelischen Veranlagungsgrundformen und Veranlagungsstufen im Anlagengefüge der Rassen

Es bewährte sich in unserer Behandlung der Veranlagungsgrundformen der allgemeinen menschlichen Wesensverfassung (Konstitution) immer von neuem, die gleichzeitige Unterscheidung der Abstufung in verschieden hochentwickelte Lebenszusammen-

hänge ins Feld zu führen. Gehen wir nun von den allgemeinen Anlagengefügen der Konstitution zu den gesonderteren der Rasse über, so ist dies Verfahren zum Grundsatz zu erheben. Trifft nun die Behauptung Kretschmers zu, daß bei zugegebener Hinneigung (Affinität) bestimmter Rassenformen zu bestimmten Konstitutionstypen dennoch alle Veranlagungsgrundformen in allen Rassen vorkommen, wenn auch oft nur andeutungsweise, wie dies schon die Schwankungsbreite aller erblichen Merkmale und Merkmalsverbindungen wahrscheinlich macht, so gilt ein Gleiches von der Mitwirkung des die Entwicklungshöhe bedingenden Formbildungsgesetzes beim Zustandekommen des Anlagengefüges einer Rasse. Nicht alle ihr Angehörenden weisen die gleiche körperlich-geistige Entwicklungsfähigkeit auf. In jedem einzelnen wirken die verschiedenen Formungsneigungen in bestimmter Weise zusammen. Auch ein für eine Rasse bezeichnendes Anlagenbild ist nicht immer durch eine einzige Veranlagungsgrundform und eine einzige Veranlagungsstufe gekennzeichnet, sondern vielfach durch mehrere, im Grunde genommen durch ein bestimmtes Zusammenwirken aller. Es soll nun an den Wesensbildern der uns genauer bekanntgewordenen europäischen Rassen dieses Zusammenwirken der beiden gestaltenden Lebenstatsachen aufgezeigt werden.

Gehen wir zunächst näher auf die vorher schon einmal herangezogene ostische (alpine) Rasse ein, so läßt sich deren körperliche Gestaltung nach den entwickelten Formbildungsgesetzen wie folgt kennzeichnen: Sie neigt mehr als andere europäische Rassen zur Herausbildung der rundwüchsigen Grundform und zur Ausprägung einer mittleren Stufe der artlichen Entwicklungshöhe, d. h. sie prägt die fortgeschrittenmenschlichen Merkmale des europäischen Formenkreises in Kopf- und Gesichtsbildung nicht so stark wie die nordische Rasse, aber doch deutlich genug aus. Dem entspricht eine mittlere Höhenlage der Begabungen, eine geistige Leistungsfähigkeit, die gegenstandsbezogen zu nennen ist, gründlich im Kleinen und Handwerklichen. Die Erlebnisweise ist reiznah, mehr durch seelische als durch geistige Fähigkeiten bestimmt. Im Mittelpunkt dieses seelischen Lebens stehen Erscheinungen des Innenerlebens, des Gefühls, wie es der Rundwuchsgeneigtheit entspricht. Der Einfluß des Gefühls ist in dem Gemeinschaftsbedürfnis, einem ausgesprochenen Anlehnungsbedürfnis, wirksam, sodann aber auch in der besonderen Färbung der geistigen Begabungen, die in der Richtung schöngeistiger, musikalischer und dichterischer Betätigung liegen, wovon die Leistungen ostisch beeinflußter süddeutscher Bevölkerungsteile Zeugnis ablegen. In der Gemütsart walten die körperlichen Empfindungen vor den geistigen Gefühlen vor. Stimmungen geben ihr oft das Gepräge. Auch die Handlungsseite dieser Wesensart verrät die Gefühlsfärbung in dem oft betonten Merkmal der Emsigkeit. Es fehlt infolge der Mittelpunktstellung des Innenerlebens eine ausgreifende Tatkraft, alles Tun ist auf das Glück im engen Kreise ausgerichtet. In dem Hang kleinbürgerlicher Vertreter dieser Lebensform zum zufriedenen Behagen drückt sich jene Verwandtschaft auch dieser rundwuchsgeneigten Rasse mit Rückzugsformen der menschlichen Art aus, die ich oben als Rückgriff auf pflanzenhafte (vegetative) Daseinsweisen bezeichnet habe.

Von der ostischen europäischen Rasse gleitet die Betrachtung naturgegeben leicht zur ostbaltischen (osteuropiden) über, weil sie ganz ähnlich zu der gleichen leibseelischen Stufe einer mittleren artlichen Entwicklungshöhe hinneigt. Aber der Rundwuchsgeneigtheit von vorher steht hier eine stärkere Bevorzugung der Breitwuchsform gegenüber, in der Feingestaltung ist derb-eckiger Umriß vorherrschend gegenüber dem gerundeten. Ist daher hinsichtlich der Begabungshöhe ein Unterschied zwischen Ostischen und Ostbaltischen strittig, so ist er hinsichtlich der Begabungsrichtung um so deutlicher sowohl in den passiven wie auch aktiven Kräften der hier bestimmenden Verhaltens- und Erlebnisweisen. Ihre passiven Kräfte bewähren sich in einer großen Leidensfähigkeit, Abstumpfung gegen äußere Einwirkungen und leibseelischen Widerstandskraft. Das sehr zurückgedrängte, verhaltene Gefühl kann seine Stauungen in explosiven Ausbrüchen des Trieblebens entladen, die den Wechsel von geduldigem Ertragen zu wilder Gewalttätigkeit bedingen, im Gemeinschaftsverhalten den Gegensatz von sklavischer Ergebenheit und unbegrenzter Herrschsucht. Die Auswirkungen eines derartigen seelischen Kräftespiels auf das geistige Leben sind diejenigen einer willkürlichen Gestaltung oder einer Gestaltungsunfähigkeit, wo die geistige Höhenlage eine mäßige und reiznahe, gleichsam kurzgeschlossene ist, wie sie der ostbaltischen Rasse oft eignet. Hierher gehört eine schweifende Einbildungskraft, die sich leicht von der Wirklichkeit entfernt und einesteils zu mystischen Grübeleien und andererseits zu Vernünfteleien und zum Plänemachen neigt. Es ist wohl zutreffend, wenn Günther eingedenk dieser Züge geneigt ist, die Verstandsbegabung der ostbaltischen Rasse über die ostische zu stellen. — Es erscheint mir nicht ganz zufällig, wenn ostdeutsche Denker wie Kant und Schopenhauer Vertreter einer Weltanschauung des Willens und einer abstrakt gestaltenden, idealistisch-konstruktiven Denkweise geworden sind. Gewiß sind für die schöpferische Leistung weitgehend ihre nordisch-germanischen Erbanlagen verantwortlich zu machen, für deren besondere Merkmale aber sicherlich ebensosehr die gerade bei Kant auch in der körperlichen Erscheinung unverkennbaren ostbaltischen Anteile. Wir haben es hierbei zweifellos zu tun mit einer jener begünstigenden (fermentativen) Wirkungen leichter, die Hauptveranlagung nicht auflösender Beigaben, auf welche die Geistesgeschichte auch in anderen Fällen aufmerksam gemacht, sie aber leider zum verfehlten Allgemeinurteil vom schlechthinnigen Vorteil jeder Rassenmischung übertrieben hat. — Mit allem Vorbehalt sei angemerkt, daß eine Steigerung der teils von der ostbaltischen, teils von der ostischen Rasse ausgesagten Wesenszüge im mongoliden Formenkreis obzuwalten scheint.

Wir bleiben wohl bei der Seelenkunde breitwuchsgeneigter Rassen, wenn wir nunmehr zur fälischen Nebenrasse der nordischen Hauptform übergehen, können aber gerade an deren Beispiel die Bedeutung des anderen formgestaltenden Gesetzes deutlicher machen, desjenigen der Ausprägung einer höheren Veranlagungsstufe in der Grundform. Weist die fälische Rasse, verglichen mit der nordischen, mit ihrer Breitwuchsgeneigtheit gewiß einen Zug ins Urtümliche, eine geringere Verfeinerung auf, so gehört sie dennoch in ihren körperlichen Merkmalen, in der Kopf- und Gesichtsbildung, ebenso auch in den geistigen Eigenschaften zu den artlich fortgeschrittensten

Menschenformen. Das geistige Fortgeschrittensein besteht in einem gleichsam länger geschlossenen Kreislauf der außen-, innen- und verhaltenserlebenden körperlich-seelisch-geistigen Vorgänge und damit in einer tieferen Verarbeitung, die den Erlebnisträger von der jeweiligen Reizlage der Gegenwart mehr löst und unabhängiger, abständiger und eigenständiger macht. Diese geistige Eigenständigkeit ist auch für die fälische Rasse wie für die nordische durchaus kennzeichnend, hat aber nach meinen Beobachtungen mehr im Willen als im Verstande, mehr im Werten als im Auffassen, ihren Schwerpunkt, was wiederum der Erlebnisweise einer breitwuchsgeneigten Form entspricht. So urteilt Burkhardt a.a.O.: „Kein anderer Mensch gründet so sicher wie der fälische im eigenen Wertbewußtsein." Und ich teile die Auffassung dieses Forschers, daß L. F. Clauß in seiner Unterscheidung fälischen und nordischen Erlebensstils die Ähnlichkeit beider gerade im Punkte des einzeltümlichen Abstandes der Persönlichkeit von der Umwelt übersieht und einseitig den Gegensatz von Schwer- und Leichtbeweglichkeit herausarbeitet, so richtig auch die Eigenart haftenden Verharrens von Clauß geschildert wird, die eine Seite fälischen Wesens darstellt, nämlich die von der breitwüchsigen körperlichen Grundform her bestimmte. — Nicht unerwähnt bleiben soll, daß auch jenes von Burkhardt mit der Hautbeschaffenheit in Zusammenhang gebrachte Merkmal der nordischen Rasse, das der Feinfühligkeit, von ihm zutreffend zu den beiden Rassenbildern gemeinsamen Eigenschaften gezählt wird. Ich möchte die Feingestaltung der Haut gleichfalls in unmittelbare Beziehung zur seelisch-geistigen Verfeinerung setzen und insbesondere zu tieferen Rückwirkungen, welche die Erlebnisvorgänge der Eindrucksempfänglichkeit auf die Innenerlebnisse des Gemüts haben. Ich werde in dieser Annahme bekräftigt durch die meiner Auffassung überhaupt sehr nahestehenden Ausführungen des als Entdecker des „autogenen Trainings" bekanntgewordenen Psychotherapeuten J. H. Schultz über „Sektionsbefund und medizinische Psychologie" (Dtsch. Medizin. Wochenschrift 1939, Nr. 2).

Hierin werden u.a. die engen Zusammenhänge des Gefühlslebens mit dem Gefäßsystem und den Vorgängen des Blutkreislaufs erörtert. Fein abgestimmte und reich abgestufte Durchblutungsverhältnisse sind es aber, die mit der zarten Hautbeschaffenheit einhergehen, wie sie bei nordischer und fälischer Rasse zu finden ist.

Konnten in den bisherigen Darlegungen immer wieder schon Hinweise gegeben werden auf die körperlich-seelisch-geistige Ausgestaltung der nordischen Rasse, so bedarf es in dieser Hinsicht nur noch einiger vertiefender Ergänzungen. Diese Ausgestaltung läßt in besonders ausgeprägter Weise die für die Herausbildung der menschlichen Art kennzeichnendsten (repräsentativen) Merkmale erkennen: eine beherrschende Stellung der reizfern bewußten, geistigen Erlebnisstufe und eine Nachordnung der reiznah bewußten seelischen und der unbewußt-körperlichen. Dies bestätigen die von Günther hervorgehobenen rassenseelischen Eigenschaften der kühlen Abständigkeit und inneren Eigenständigkeit, der Überlegtheit und Vordenklichkeit. Sachlichkeit und Wirklichkeitssinn sind zudem durch das Zusammenwirken mit der hohen Wertigkeit der umwelterfassenden Erlebnisfähigkeit bedingt. Diese ist bezeich-

nenderweise wiederum verbunden mit der in dem körperlichen Rassenbild zu beobachtenden Schlankwuchsneigung. Wenn diese Außenerlebnisbestimmtheit jedoch gleichsam kontrapunktiert ist durch eine ihr gegenüberliegende Handlungsbereitschaft, Tatkraft und Neigung, gleichzeitig in verhaltensgerichteter Weise auf die Umwelt Einfluß zu nehmen, insbesondere die Natur zu beherrschen, so beobachten wir ebenfalls nicht zufällig daneben Betonungen des der äußeren Betätigung dienstbaren Knochenbaus mit einem entsprechenden Muskelrelief, alles nicht so beherrschend wie bei der ausgesprochen breitwüchsigen fälischen Form, aber doch mitbestimmend. Die mannestümliche Ausbildung der Schulterbreite ist hierfür ein hervorstechendes Merkmal.

Ist im Falle der nordischen Rasse die schlankwuchsgeneigte Grundform durch Merkmale der Breitwüchsigkeit abgewandelt, so gilt ein Gleiches im Falle der westischen (mediterranen) Rasse von leichten Akzenten der Rundwüchsigkeit in Anbetracht ihrer Neigung zu gerundeteren und weicheren Umrißlinien einer schlankwüchsigen Grundform. Wieder entsprechen dem seelische Wesenszüge, deren Gefühlshaftigkeit am besten durch eine leichte Abwandlung zum Weiblichen hin gekennzeichnet ist wie bei der nordischen Rasse zur Betonung des Männlichen. Was das Verhältnis der Erlebnisstufen im westischen Wesensbilde betrifft, so ist die führende Rolle des reizfern bewußten (geistigen) Erlebens nicht so stark ausgeprägt, die Lagerung der seelischen Schichten gleichsam eine dichtere und der Einfluß des unbewußten Erlebens ein innigerer, was sich besonders ausspricht in den Bewegungsbeziehungen des westischen Temperaments, seiner Freude an der Bewegung, der spielerischen Anmut seiner Darstellungsneigungen, seiner leidenschaftlichen Durchbrüche, dem „Temperament" schlechthin. — Eine Steigerung der reizempfänglichen und bewegungsbereiten Wesenszüge scheint bei der orientalischen Rasse und weiterhin zunehmend bei der negerischen vorzuliegen. Bei letzterer tritt dann aber noch ein weiteres Durchschlagen der unbewußten Reizverarbeitung in die Erscheinung.

Auch das dinarische Rassenbild steht im Zeichen einer größeren Entfaltung der unterschiedlichen Erlebnisstufen, besonders jedoch unter der Spannung von reiznah bewußten seelischen und reizfern bewußten geistigen Erlebnisweisen, hier aber mit der klaren Betonung der auf Umweltbeeinflussung gerichteten Fähigkeiten, der triebkräftigen Handlungsbedürfnisse. Die Einbettung dieser Züge in einen wiederum einheitlichen leibseelischen Naturzusammenhang bekundet sich in kräftigen Breitwuchsneigungen neben Übergängen zur Schlankwüchsigkeit bei deutlicher Herausbildung der Kennzeichen fortgeschrittener Artentwicklung. Auch die von der dinarischen Rasse immer wieder ausgesagte Derbheit des Wesens erfährt eine bezeichnende Ergänzung durch Derbheit der Haut, worin wir ein Gegenstück zu der besonders bei der nordischen Rasse hervorgehobenen Zartheit der Haut und Feinfühligkeit der Wesensart erblicken müssen, was die tiefere lebensgesetzliche Verankerung dieser Zusammenhänge von neuem erhärtet. — In der Steigerung der innerseelischen Spannungen zu einem Körper-Geist-Gegensatz beim vorderasiatischen Wesensbild sowie der antriebskräftigen geistigen Beweglichkeit zu erwerbstüchtiger Rührigkeit könnte es sich um

eine starke Überhöhung der auch in körperlicher Beziehung aufweisbaren Ähnlichkeiten handeln, welche jedoch über die in dieser Steigerung enthaltenen großen Unterschiede und die sonstige Wesensfremdheit der beiden Formen nicht hinwegtäuschen soll.

5. Einige weltanschauungswissenschaftliche Schlußfolgerungen

Der fachwissenschaftliche Teil des in vorliegenden Ausführungen beabsichtigten Beitrages zu einer Rassenseelenkunde auf konstitutionsbiologischer Grundlage (einer funktionalen an Stelle einer symbolischen Physiognomik) ist hiermit abgeschlossen. Es bleibt nur noch übrig, einige Ausblicke auf weltanschauungswissenschaftliche (philosophische) Folgerungen anzudeuten, zu denen die gewonnenen Einsichten geradezu herausfordern.

Es ordnet sich zwar das Leben nach den fortschreitenden Erkenntnissen der biologisch-chemischen Naturforschung zunehmend als Sonderfall in einen umfassenderen Rahmen der körperlichen Wirklichkeit ein, zu deren unbelebten Bereichen die erst mit übermikroskopischen Hilfsmitteln erstmalig sichtbar gewordenen allerkleinsten Lebewesen der sogenannten Viren überleiten, weil sich ihre Beschaffenheit nicht mehr von der chemisch einfachen bloßer Eiweißmoleküle zu unterscheiden scheint, während sie Eigenschaften des Lebens wie Wachstum und Vermehrbarkeit noch aufweisen. — Andererseits macht die zugleich erlebnisgegenständlich leibliche und erlebniszuständlich seelische Wesenseinheit des Lebendigen eine eigenzuständlich geistige Wirklichkeit auch der Außenwelt wahrscheinlich.

Es würde nicht nur die Aufspaltung der Wirklichkeit in tote und belebte Natur hinfällig, sondern auch diejenige in körperliches und geistiges Sein. Beide blieben nur perspektivisch verschieden, in der Betrachtungsweise der Wirklichkeit einmal als von uns gegenständlich außenerlebte und zum andern als Wesenszustand ihrer selbst. Der metaphysische Dualismus wandelt sich in einen erkenntnistheoretischen. Außer der sichtbedingten Verschiedenheit körperlicher und geistiger Gegebenheiten besteht also kein Wesensunterschied zwischen ihnen; auch nicht etwa in bezug auf die Seinsordnungen (Kategorien) von Raum und Zeit, wie in der mittelalterlichen Wirklichkeitslehre und von ihren Ausläufern in der Gegenwart vielfach behauptet. Danach sollte die körperliche Wirklichkeit raumzeitlich, die geistige hingegen nur zeitlich geordnet, im übrigen aber unräumlich beschaffen sein. — Dies trifft nur zu hinsichtlich der äußeren Raumverhältnisse: Die körperlichen Dinge sind uns gegenständlich als außer uns befindlich und greifbar gegeben im Gegensatz zu einem zuständlichen Vorhandensein der Erlebnisse als solcher in uns, also nicht uns gegenüberstellbar, nicht räumlich „vorstellbar". Aber bereits das In-uns-befindlich-Sein der Erlebniszustände bedeutet eine Ortsbestimmung, und außerdem weisen nicht nur unsere gegenständlichen Außen- oder Umwelterlebnisse inhaltliche Raumwerte auf, sondern auch die Verhaltenserlebnisse und ausgesprochenen Innen- oder Selbsterlebnisse: Wir werden durch unseren Willen in unserer Haltung „ausgerichtet", durch Triebe zu einem Verhalten „gedrängt"; Empfindungen stellen sich an ziemlich umschriebenen Stellen

unseres Inneren ein, Gefühle können uns „spalten", „erfüllen" und so fort — alles keineswegs unräumliche Kennzeichnungen.

Läuft mithin die Sichtverschiedenheit des Körper-Geist-Verhältnisses auf eine Einheit im Wesen hinaus, so leugnet doch diese Auffassung weder die eine noch die andere Seite der Wirklichkeit. Der durch den erkenntnistheoretischen Dualismus nahegelegte Monismus ist weder ein materialistischer noch ein spiritualistischer, sondern ein psychophysischer Monismus. Die ihm zugrunde liegende perspektivistische Erkenntnistheorie läßt beiden Seiten ihre Eigenart wie die Gesetze der Perspektive der Innen- und der Außenansicht von einem Hohlkörper. Der psychophysische Monismus hat sich auf dem Boden der lebenswissenschaftlichen Forschung bereits als eine brauchbare Hilfsannahme (Arbeitshypothese) bewährt und ist im Begriff, von unserer Lebensauffassung her auch das Weltbild zu erobern.

Mag die Naturerkenntnis das Leben als einen Sonderfall des Energiegesetzes und als ein Kraftfeld weltdurchwaltenden Wirkens enthüllen. Es ist dann gleichzeitig als geistige Wesenheit unverlierbar eingefügt in die ewigen Zusammenhänge der eigenzuständlich ebenfalls geistigen Natur des Allwirklichen. Dies ist der Ausblick auf ein größeres, das personbegrenzte Dasein überdauerndes Leben. Sein Sinn offenbart sich uns jedoch nicht durch irgendeinen äußeren Mitteilungsakt, sondern die Gottheit über uns offenbart sich nur in uns selbst, d. h. in unserem größeren, der Gemeinschaft eingeordneten Selbst. Und was uns in ihr erst aufsteigen läßt zur Stufe solch höherer Daseinsbewertung, ist die Erlebniskraft artlich fortgeschrittener Formen menschlichen Seins.

Trinken, Rauchen und Gattenwahl

Von Hans F. K. Günther

In meinem Buche „Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung" habe ich auf bestimmte Schläge und Gruppen von Menschen hingewiesen, denen gegenüber die Heiratswilligen bei ihrer Wahl vorsichtig sein sollten. Ich hätte dort auf die Gruppen der trinkenden und rauchenden Menschen beiderlei Geschlechts noch eingehen können. Vorsichtig wird man nämlich schon gegenüber gewohnheitsmäßigen Trinkern und Rauchern sein, während man eigentlich trunksüchtige Menschen und ebenso eigentlich süchtige Raucher, also Menschen, die nach ihrer Anlage, nach minderwertiger Veranlagung, dem Trinken oder Rauchen verfallen, überhaupt bei der Gattenwahl vermeiden wird. Der Alkohol und der Tabak machen solche süchtigen Menschen nicht erst minderwertig und schwach, sondern eine vererbte Minderwertigkeit und Schwäche liefert sie ihrer Sucht aus. Ich spreche hier also nur von denjenigen gesunden oder als gesund erscheinenden Menschen, die sich angewöhnt haben, „mäßig" zu trinken oder zu rauchen, und verweile zunächst bei den „mäßigen Trinkern".

Für manche oder gar viele von ihnen gilt, was Lenz[1]) ausgeführt hat: „Nicht wenige begabte junge Leute verbummeln unter dem Einfluß des Alkohols endgültig; sie kommen nicht zur Familiengründung und gehen oft früh zugrunde. Auch unter den selbständigen Landwirten, Bauern wie Großgrundbesitzern, die ganz gewiß eine Auslese nach Tüchtigkeit darstellen, verursacht der Alkohol große Verluste . . . Man kann hier durchaus nicht immer von angeborener Minderwertigkeit sprechen." Lenz führt weiter aus, daß der Alkohol außer durch ungünstige Auslesewirkung anscheinend auch durch Schädigung der Erbmasse zur Entartung in einem Volke beitrage, daß aber solche Schädigungen überwiegend Menschen kräftiger Beschaffenheit treffen, weil diese mehr „vertragen" zu können glauben als die schwächlicheren, als diejenigen, die eben wegen ihrer Schwächen eher mäßig bleiben. Lenz schreibt weiter: „Es soll zwar nicht behauptet werden, daß wirklich mäßiges Trinken und Rauchen die Erbmasse schädigen muß; aber der ‚mäßige' Genuß geht leider allzuoft in den unmäßigen über." Zur Unterrichtung über die Gefahren und Schäden des Trinkens verschiedenen Grades verweise ich auf Werner Bracht, Alkohol, Volk, Staat.[2])

Besonders dem weiblichen Geschlecht und vor allem den erbtüchtigen jungen Mädchen wird man schon gegenüber „mäßigen" Trinkern, gegenüber den Männern, die sich daran gewöhnt haben, mit ziemlicher Regelmäßigkeit bei „einem Glas Bier" oder „einem Glas Wein" zu sitzen, zur Vorsicht mahnen. Solche Gewohnheiten können die Anlage zu einem Spießbürgertum verraten, das erst als gemütlich und behaglich erscheinen mag, später aber sich als unheilbare Stumpfheit oder gar als Stumpfsinn enthüllen wird. Manches „mäßige" Gewohnheitstrinken ist aber auch schon als Anzeichen irgendeines seelischen Mangels zu deuten, der nach einigen Ehejahren schon das Gedeihen der Ehe gefährden kann. Ab und zu läßt sich im „mäßigen" Gewohnheitstrinken schon so etwas vermuten wie das Überspülen einer seelischen Lücke, das Aufsuchen von Stimmungen, die über seelische Leere oder über leibliche oder seelische Schwächen hinwegtragen sollen. In manchen Fällen wird man auch schon gegenüber Schädigungen, die ein Mensch sich durch mäßiges Trinken erworben zu haben scheint, viel weniger an Folgeerscheinungen des Trinkens denken dürfen, viel mehr hingegen an das Offenbarwerden minderwertiger Anlagen, die sich zunächst nur als eine leichte Neigung zum Trinken geäußert haben.

Ähnliches gilt vom gewohnheitsmäßigen Rauchen oder wenigstens vom Rauchen manches Gewohnheitsrauchers und mancher Gewohnheitsraucherin, wobei hier im Anschluß an E. Gabriel[3]) nicht das Rauchen der nach ihrer Veranlagung dem Tabak verfallenden Süchtigen zu verstehen ist, sondern das Rauchen derjenigen, die sich — vielleicht überwiegend durch äußere Umstände, durch berufliche Verhältnisse, gesellschaftliche Angleichung usw. — an das Rauchen ihrer Umgebung gewöhnt haben. Wenn den Heiratswilligen gegenüber solchen Gewohnheitsrauchern und Ge-

1) Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblehre und Rassenhygiene, Bd. II, 1932, S. 72, 453.
2) Hrsg. in 3. Aufl. von Wilhelm Messer, 1941.
3) Die Erscheinungsformen des Tabakmißbrauchs und die einschlägigen Versuchsergebnisse, Der Öffentliche Gesundheitsdienst, 3. Jahrg., Heft 3, Mai 1937, S. 98.

wohnheitsraucherinnen zur Vorsicht geraten werden muß, so wird mit einem solchen Rate also empfohlen, das Rauchen als Anzeichen bestimmter Veranlagungen zu deuten und zu werten. Auch das Rauchen derjenigen, die sich damit nur den Gepflogenheiten ihrer Umgebung anpassen und also rauchen, weil ihre Bekannten rauchen, kann schon als Anzeichen einer bestimmten Veranlagung gewertet werden. So scheinen viele junge Mädchen sich gegen einen anfänglichen Widerwillen das Rauchen anzugewöhnen, weil sie andere rauchen sehen. Eine solche Angleichung wird aber in vielen Fällen schon eine Bestimmbarkeit des Willens vermuten lassen, eine gewisse Kernlosigkeit des Wesens, die sich im ehelichen Leben bedenklich auswirken kann und die von anspruchsvolleren Menschen gemieden werden wird. Das Rauchen vieler Menschen, besonders vieler junger Mädchen und Frauen, bedeutet nichts anderes als eine Schwäche gegenüber den Einwirkungen der Massenseele, wie sie für viele Menschen ohne Eigenwert kennzeichnend ist. Die Erbtüchtigen unter der Jugend beiderlei Geschlechts sollen aber einen Sinn für Kernhaftigkeit und Eigenprägung der Menschen in sich bestärken und danach sich Ehemann oder Ehefrau wählen. Diese Erbtüchtigen sollen auch lernen, das Rauchen der Menschen als Anzeichen bestimmter Anlagen zu deuten und einzuschätzen, so etwa wie Goethe eine solche Deutung versucht hat.

Goethe hat Rauchen, Schnupfen und Trinken verworfen. So hat K. L. v. Knebel an Luden berichtet und zwar im August 1806.[4]) Er gibt Goethes Worte wieder, die hier gekürzt folgen sollen: „Das Rauchen macht dumm; es macht unfähig zum Denken und Dichten. Es ist auch nur für Müßiggänger, für Menschen, die Langeweile haben . . . Für solche faule Türken ist der liebevolle Verkehr mit den Pfeifen und der behagliche Anblick der Dampfwolke, die sie in die Luft blasen, eine geistvolle Unterhaltung, weil sie ihnen über die Stunden hinweghilft. Zum Rauchen gehört auch das Biertrinken, damit der erhitzte Gaumen wieder abgekühlt werde . . . So werden die Nerven abgestumpft und das Blut bis zur Stockung verdickt . . . Und was kostet der Greuel! Schon jetzt gehen 25 Millionen Taler in Deutschland in Tabakrauch auf . . .“ Vom Schnupfen sagte Goethe, wie v. Knebel an gleicher Stelle berichtet, es sei eine Schmutzerei.

Seit Goethes Zeit sind die Ausgaben für Tabak in Deutschland gestiegen. Nach A. Gütt[5]) sind um 1937 für alkoholische Getränke jährlich $3^1/_2$ Milliarden *RM* ausgegeben worden, für Tabak $2^1/_3$ Milliarden *RM*, was zusammen 5,8 Milliarden Reichsmark ausmachte und somit etwa 10 v. H. des Volkseinkommens. Diesen Zahlen fügt Gütt an, daß ein solcher Verbrauch nicht denkbar sei ohne schwere Schädigungen vieler Menschen. Ich gehe hier jedoch noch nicht auf diese Schädigungen ein, sondern versuche nach dem Beispiele Goethes das Rauchen als Anzeichen bestimmter Veranlagungen zu fassen, verweile dabei aber weniger bei der

4) Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann, ausgewählt von Frh. v. Biedermann, Leipzig o. J., S. 196.

5) Bekämpfung des Mißbrauchs von Alkohol und Tabak, Der Öffentliche Gesundheitsdienst, 3. Jahrg., 1937/38, S. 211.

großen Gruppe derjenigen Raucher und der verhältnismäßig noch größeren Gruppe derjenigen Raucherinnen, die ohne eigentliches Bedürfnis nach Tabak einfach deshalb rauchen, weil sie andere rauchen sehen.

Nach dem Bericht v. Knebels hat Goethe das Rauchen seiner Zeitgenossen, vorwiegend ein Pfeifenrauchen, in der Hauptsache als Anzeichen einer gewissen trägen Stumpfheit und geistigen Verdumpfung erklären wollen, also ähnlich erklären wollen wie Napoleon, sein Zeitgenosse, der im Rauchen ein „Vergnügen" sah, „gerade gut genug, um Schwachköpfen die Zeit zu vertreiben".[6]) Heute würde man das Rauchen nur noch in verhältnismäßig wenig Fällen so deuten können. Mir scheint, bei der Mehrheit derjenigen, die nicht einfach deshalb zu rauchen begonnen haben, weil andere rauchen, ist das Rauchen viel eher *Anzeichen einer Unrast* als einer Dumpfheit, viel eher *Anzeichen einer Leere* als einer Sattheit, viel eher *Anzeichen einer Unzufriedenheit* als einer Zufriedenheit. Diese Unrast oder Leere oder Unzufriedenheit kann überwiegend den Einwirkungen der *Umwelt* zugeschrieben werden oder überwiegend den Auswirkungen erblicher *Anlagen*. Auch diesen Anteil der Umwelt einerseits, der Anlagen andererseits werden die heiratswilligen Erbtüchtigen abzuschätzen versuchen müssen.

Unter denjenigen Menschen beiderlei Geschlechts, die nicht einfach aus lässiger oder gedankenloser Nachahmung zu rauchen begonnen haben, sondern ein eigenes „Bedürfnis" danach verspürt hatten und verspüren, finden sich vermutlich viele, die, ohne sich dessen bewußt zu werden, den Rauch als einen verhüllenden Schleier gegenüber sich selbst oder anderen brauchen oder gegenüber sich selbst *und* anderen.

Rauchen soll in manchen Fällen eine gewisse Dürftigkeit oder Brüchigkeit des eigenen Wesens verhüllen helfen und den Anschein eines selbständigen, freimütigen Auftretens geben. Es soll bei Jugendlichen dazu beitragen, den Anschein erwachsener Reife und Männlichkeit zu geben; durch Rauchen soll betont werden, daß der Raucher ein Mensch sei, der sich von niemand mehr etwas dreinreden lasse. Solches Rauchen wird deshalb auch öfters dann aufgegeben, wenn der jugendliche Raucher sich wirklich reif und seiner Lebenslage gewachsen fühlt. Das Rauchen mancher erwachsenen Menschen beiderlei Geschlechts deutet hingegen eine *bleibende Dürftigkeit und Brüchigkeit* an und bedeutet das Eingeständnis irgendeines bleibenden Mangels. Der eine behauptet, er könne in freier Zeit und nach der Tagesarbeit nur durch Rauchen Entspannung finden, während ein anderer betont, er könne sich bei abendlicher Arbeit nur durch Rauchen wachhalten und weiter anspannen. Das sind z. B. die Verfasser handschriftlicher Arbeiten, deren einzelne Blätter man erst auslüften muß, ehe man sie auf Geruchsnähe lesen kann. Sowohl die Entspannungsraucher wie die Anspannungsraucher sprechen von Nerven, denen sie das Rauchen schuldig seien, und geben manchmal zu, daß sie von solchem Rauchen leider abhängig geworden seien. Viele Raucher dieses Schlags sind hagere Menschen mit eingesunkenen Wangen und dünnen Lippen, mit schlanken unruhigen Fingern, die vorn vom Tabaks-

6) v. Leers, Der Kampf gegen den Tabak in der Geschichte, Reine Luft, 23. Jahrg., Folge 3, 1941, S. 121.

rauch verfärbt sind, Menschen, deren ganzes Gehaben die „Nervosität" verrät — eine „Nervosität", die wahrscheinlich nicht so häufig, wie angenommen wird, eine Folge des Rauchens ist, die wahrscheinlich häufiger, als man vermutet, eine Auswirkung der gleichen fragwürdigen Veranlagung ist, die sich auch in dem Bedürfnis nach Tabak äußert. Diesen Rauchern entsprechen die „nervösen" Raucherinnen. Wer solche Eigenschaften bei Ehefrau oder Ehemann vermeiden will und wer gar die Steigerung solchen Verhaltens durch tatsächliche Tabakschäden fürchtet, wer ferner bei seinen Kindern oder einem Teil seiner Kinder diese „nervösen" Züge nicht durch Vererbung wieder verwirklicht sehen will, der soll diesen Schlag der Raucher und Raucherinnen bei der Gattenwahl meiden. Unter diesem Schlag der Raucher — meistens sind es Zigarettenraucher — finden sich auch diejenigen, die in ihrer Unrast in den Zimmern hin und her gehen und dabei immer wieder die Asche da abstreifen, wo ein Behälter oder nur eine Unterlage sich bietet, so in Tassen, Gläser, Vasen, auf Teller, Schalen, Fenstergesimse, Blumengestelle, Bilderrahmen usw., gelegentlich auch in Aschenbecher. Eine Frau, die dem nicht geduldig zusehen könnte, soll einen solchen Mann bei der Gattenwahl umgehen, denn die Liebe wird ihn, wenn überhaupt, so nur für kurze Zeit von solchen Gewohnheiten heilen.

Von diesem meist Zigaretten rauchenden und über alle Volksschichten verteilten Schlage der „nervösen" Raucher und Raucherinnen unterscheidet sich ein meist Zigarren rauchender Schlag von Männern, die mehr den oberen Schichten oder einem gewissen Schlage erfolgreicher Emporkömmlinge angehören. Das sind Herren, deren runde Köpfe zur Glatzenbildung neigen, meist untersetzte oder schwere Menschen, die schon frühzeitig mit einer Beleibtheit ringen, welche sie von ihrem Schneider geschickt bekämpfen lassen, Männer mit gedrungenen Nasen, etwas dicklichen Lippen, Doppelkinn, gepolstert wirkenden Armen, Händen und Fingern, Männer, deren Wesen gerne als „jovial" bezeichnet wird. Sie erfreuen im Raucherabteil der zweiten Klasse durch gute Kleidung und ein sicheres, flüssiges Benehmen, erheitern auch durch eine gezügelte Eigenliebe und geschickt eingekleidete Selbstsucht. In späteren Jahren verfallen doch manche dieser Herren in die Unreinlichkeit der im Tabakgeruch versinkenden Gewohnheitsraucher mit den bräunlichen Zähnen. Eigentliche Tabakschäden treten bei diesem Schlage wohl nur selten auf, da viele dieses Schlags zugleich zu den „kerngesunden Menschen" gehören, die „alles vertragen". Anzeichen solcher Veranlagung und solchen Rauchens sollten aber von denjenigen Mädchen und Frauen beachtet werden, die Ansprüche auf einen männlichen Verstand machen, der mehr umfassen kann als den Nutzen und den Erfolg, auch von denjenigen Frauen, die es nicht ertragen würden, von einem Manne geheiratet zu werden, der auch seine Ehefrau überwiegend nach Erwägungen der Nützlichkeit, der gesellschaftlichen „Erscheinung" und des Geschäfts wählt und einschätzt. Das Rauchen solcher Menschen, von denen viele im Beruf sehr tüchtig sind, kann in vielen Fällen als Äußerung derjenigen Anlagen gedeutet werden, die sich nach anderen Seiten in einer angeborenen Selbstgefälligkeit und einer angeborenen Nutzbarmachung anderer Menschen auswirken. Oft scheint ja schon die Haltung der Zigarre oder Zigarette in der Hand

eines Rauchers und die Stellung der saugenden Lippen beim Annähern der Zigarre oder Zigarette anzudeuten, mit welchem Schlage des Rauchers man es zu tun hat. Heiratswillige werden lernen müssen, auf solche Kennzeichen des Rauchens und der Raucher zu achten, denn in ihnen verrät sich hin und wieder ein Zug seelischen Wesens, der in anderen Dingen erst später erfaßbar wird, der aber sich im späteren ehelichen Leben störend oder unheilvoll auswirken kann.

Das männliche Geschlecht scheint gegen Schädigungen durch Rauchen widerstandsfähiger zu sein als das weibliche. Lenz[7]) hat ausgeführt, es gingen zwar durch Rauchen nicht so viele Menschen zugrunde wie durch Trinken, die Zahl derer sei aber insgesamt sehr groß, die ihre Gesundheit durch übermäßiges Rauchen schwer schädigen, insbesondere durch das Kettenrauchen von Zigaretten. Über mögliche Erbschädigungen durch Tabak urteilt Lenz: „Jedenfalls ist das Nikotin erbschädigender Wirkung entschieden verdächtig."

Die Tabakschädigungen beim weiblichen Geschlecht hat Gabriel[8]) betrachtet; er hat von den Menstruationsstörungen, Fehlgeburten und Totgeburten berichtet, die bei Raucherinnen und Tabakarbeiterinnen häufig seien. Unbehaun[9]) hatte im Tierexperiment Schädigungen der Eierstöcke feststellen können. Eine eingehendere Untersuchung hat Paul Bernhard in einer Arbeit veröffentlicht, die von dem vom Führer geförderten Institut zur Bekämpfung der Tabakgefahren in Jena herausgegeben worden ist, wobei Bernhard das Rauchen der Frauen auch als Anzeichen bestimmter Veranlagungen erkennen konnte. Nach Paul Bernhard[10]) ergibt sich: Gewohnheitsmäßiges Rauchen der Frau verrät oft „Züge des Ungefülltseins", der Unzufriedenheit, einer seelischen Lücke; es ist öfters Anzeichen einer gewissen Hemmungslosigkeit im Triebleben oder einer Willensschwäche, die durch betont „freies" oder „männliches" Auftreten verborgen werden soll. Die Gewohnheitsraucherinnen sind in vielen Fällen nachlässig in der Kleidung, unordentlich und unsauber in der Wohnung, mangelhaft in der Versorgung von Mann und Kindern. Das Gefühlsleben der Gewohnheitsraucherin ist schwankend, zwiespältig und daher launisch. Sie wird leicht zur „unverstandenen" Frau. Paul Bernhard[11]) gibt diejenigen leiblichen und seelischen Schädigungen und Krankheiten an, die bei Raucherinnen viel häufiger gefunden werden als bei Nichtraucherinnen. Von diesen Schäden und Erkrankungen sind für eine Betrachtung im Sinne der Erbgesundheitslehre besonders wichtig die durch Rauchen erworbene Unfruchtbarkeit und die durch Rauchen bewirkten Fehlgeburten, Frühgeburten und Schwangerschaftsbeschwerden, ferner die Störungen der Menstruation. Auch das vorzeitige

7) Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblehre und Rassenhygiene, Bd. II, 1932, S. 73, Bd. I, 1936, S. 576.

8) a. a. O., S. 96/97.

9) Die Einwirkung des Nikotins auf das Ovarium der weißen Maus, Archiv für Gynäkologie, Bd. 147, S. 371 ff.

10) Der Einfluß der Tabakgifte auf die Gesundheit und die Fruchtbarkeit der Frau, 1943, S. 10 ff. 11) a. a. O., S. 70/71.

Schwinden des Geschlechtstriebes, das vorzeitige Altern und damit verfrühte Klimakterium vieler Raucherinnen wirken sich auf die Fortpflanzung aus. Ein erbtüchtiger Mann, der die gute Beschaffenheit seiner Familie in seinen Kindern bewahrt sehen will, wird bei der Gattenwahl den Schlag der Gewohnheitsraucherin umgehen.

Können die Niederlande dem Neuen Europa einen wertvollen blutsmäßigen Beitrag bringen?

Von Horst Plate

Mit 12 Bildern auf 2 Tafeln

Das Gebiet der Niederlande wurde bereits sehr früh rein germanisch besiedelt. Infolge der Lage und Bodenbeschaffenheit konnten nichtnordische, vorgermanische Bevölkerungsreste sich nicht behaupten, so daß die Niederlande zur Zeit ihres Eintritts in die Weltgeschichte wohl als ein Gebiet nahezu rein nordischer Rasse gelten konnten. In die Besiedlung teilten sich besonders die Stämme der Sachsen, Franken und Friesen, wovon die Sachsen den Hauptblutsanteil gestellt haben mögen. Später schwangen sich die Friesen zwar zum politisch herrschenden Teil empor, aber ihr rassisches Erscheinungsbild ist nie vorherrschend geworden, dazu waren sie zahlenmäßig von Anfang an zu sehr unterlegen. Sprachlich rein erhalten haben sie sich nur noch in der heutigen Provinz Friesland. Trotzdem begegnet man heute im übrigen Holland in allen Bevölkerungs- und Berufsschichten noch reinen oder überwiegend friesischen Typen, mit langem bzw. sehr langem, leicht gewölbtem Schädel, schmalem bzw. sehr schmalem Gesicht, gebogener Nase und leicht zurücktretendem Kinn. Erbmäßig haben sie dem niederländischen Volke typische Charaktereigenschaften aufgeprägt: besonders Freiheitsliebe, Tatendrang, Kühnheit, Ausdauer — was sich besonders in den erfolgreichen Kämpfen gegen Spanien und England zeigte —, andererseits aber auch ausgesprochen händlerische und kaufmännische Begabung und Neigung zu starkem Individualismus. Das sind typisch friesische Charaktermerkmale, die jetzt fast aufs ganze niederländische Volk übertragen zu sein scheinen.

Heute bemerkt man besonders die letztgenannten, oftmals bedenklichen Eigenschaften. Der Großteil des niederländischen Volkes ist noch durchaus im liberalen Geist befangen. Die händlerische Begabung zeigt sich noch in einem Krämergeist, der heute ein Aufgehen niederländischen Volkstums im Großgermanischen Reich der Nachkriegszeit vielleicht als nicht besonders wünschenswert erscheinen läßt. Doch scheinen die weit überwiegend guten Erbanlagen in charakterlicher Hinsicht lediglich durch generationenlanges Wohlleben, durch ein Leben ohne besondere Gefahren und ohne kriegerischen Einsatz verschüttet zu sein. Langsam erst muß, durch eine völlig neugestaltete Erziehung des ganzen Volkes, besonders des jungen Geschlechts durch den

Staat und die Jugendorganisationen hier eine Wandlung stattfinden. Pioniere auf diesem Wege sind die bereits jetzt im Osten kämpfenden niederländischen Freiwilligen, die Angehörigen des Arbeitsdienstes, die niederländischen Nationalsozialisten (Mussert-Bewegung). Die große Erziehungsaufgabe muß und wird erfolgreich sein, da im niederländischen Volke wertvollste Anlagen nordischer Rasse schlummern, die nur geweckt zu werden brauchen.

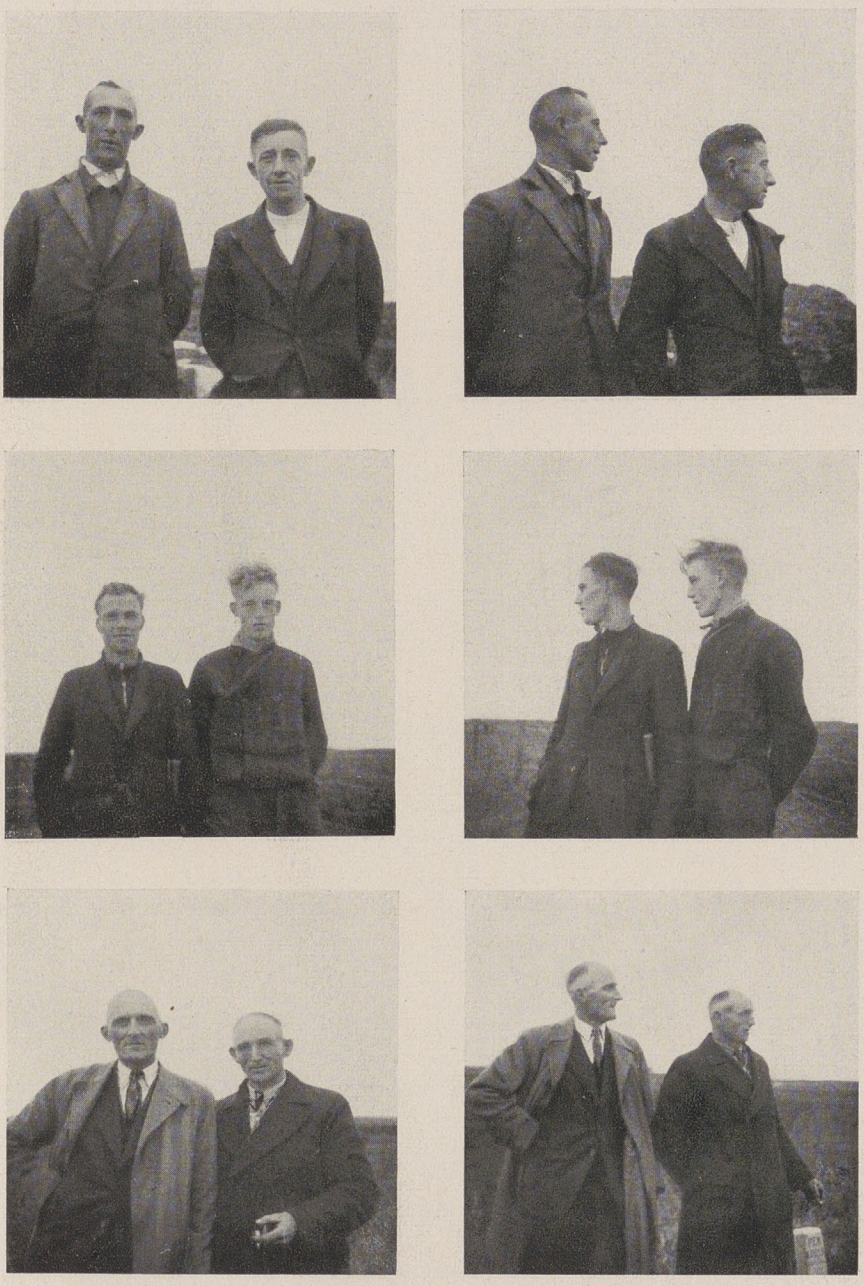
Der Anteil nordischen und fälischen Blutes in der heutigen Bevölkerung der Niederlande ist noch immer ganz erheblich. Man kann ihn wohl mit nahezu 90 v. H. veranschlagen. Andersrassige Blutseinschläge sind verhältnismäßig gering. Ausgesprochen ostische Typen findet man nur vereinzelt und vornehmlich nur in den wenigen großen Industriestädten. Auf dem flachen Lande konnte ich sie nicht feststellen. Stärker bemerkbar macht sich lediglich der westische Einschlag, der hauptsächlich in den südwestlichen Provinzen (Seeland) festzustellen ist, die am längsten unter spanischer Herrschaft standen. Hervorzuheben ist auch noch ein vielfach vorhandener nordisch-westischer Mischtyp, der in den gleichen Gebieten und auch besonders bei der städtischen Bevölkerung zu finden ist.

Asiatische Rassenbeimischungen — besonders malaiischen und chinesischen Ursprungs — stellt man vereinzelt in den großen Welthandelsstädten fest, was im ganzen aber bedeutungslos ist, da diese Menschen heute rassisch abgesondert dastehen und in Zukunft keinen Einfluß mehr auf die blutsmäßige Zusammensetzung des niederländischen Volkes haben können. Der jüdische Blutsanteil, der verhältnismäßig stark vertreten war, ist bereits völlig ausgesondert und steht vor seiner restlosen Ausscheidung aus dem niederländischen Volkskörper.

Schon heute ist teilweise großes Verständnis für Rassefragen — besonders beim jungen Geschlecht — im niederländischen Volk vorhanden, und es ist zu hoffen, daß in wenigen Jahren auch der letzte Niederländer rassisch denken gelernt haben wird. Bahnbrecher auf diesem Wege sind bereits ebenfalls die Anhänger der niederländischen Nationalsozialisten sowie ihrer Gliederungen und die niederländischen Freiwilligen, die bereits aktiv kämpfend auf die Seite des Neuen Europa getreten sind.

Kommt man heute durch die einzelnen niederländischen Provinzen, so ist man überrascht, einen sehr hohen Hundertsatz völlig rein nordischer Menschen festzustellen. Besonders auffällig ist dies naturgemäß in ganz Nord- und Ostholland und hier besonders wieder auf dem flachen Lande und in den kleinen und mittelgroßen Städten. Es begegnen einem immer wieder klassisch geformte und edelgewachsene Gestalten besonders unter Mädchen und jüngeren Frauen. Dies Bild vervollständigt sich, wenn man die Jungen und Mädchen betrachtet, die heute bereits in der Jugendorganisation der NSB. vereinigt sind. Leibesübungen und bewußte Körperpflege tragen viel dazu bei, das rassische Erscheinungsbild noch deutlicher und wertvoller erscheinen zu lassen.

Andererseits kommen bei der von Jugend auf körperlich schwer arbeitenden Industriearbeiterschaft und dem Kleinbauerntum diese wertvollen äußeren Körpermerkmale trotz bester Erbmasse weniger zur Entfaltung.



Arbeiter aus den Niederlanden

Eindeutiges Vorherrschen der nordischen Rassenmerkmale

Rasse X, Heft 3, zum Aufsatz von Horst Plate

Tafel II

Arbeiter aus den Niederlanden

Eindeutiges Vorherrschen der nordischen Rassenmerkmale

Während meines Einsatzes an der niederländischen Küste hatte ich Gelegenheit, an 80 Arbeitern und Angestellten, die dort im Auftrage der Wehrmacht arbeiteten, auch einige Untersuchungen anzustellen. Die Leute entstammten fast allen holländischen Provinzen, meist aber der Mitte und dem Osten des Landes. Das Ergebnis der Untersuchungen zeigt nachfolgende Zusammenstellung:

Farbe der Haare

	hellblond	goldblond blond rotblond	mittel- blond	dunkel- blond	dunkel und schwarz
Zahl der Arbeiter	26	10	15	24	5
in v. H.	22,50	12,50	18,75	30,00	6,55
Durchschn. Körpergröße in m	1,74	1,71	1,73	1,75	1,69

Bemerkenswert ist der Zusammenhang zwischen Haarfarbe und Körpergröße. Ich beobachtete auch sonst, daß größtes Körpermaß mit hellblondem und dunkelblondem Haar gepaart war, während mit schlicht-, gold- und rotblondem Haar kleinerer und untersetzterer Wuchs (meist fälische Merkmale) zusammenhingen. Ausgesprochen dunkle Typen zeigten dagegen fast immer kleineren Wuchs und schlankeren Körperbau (westische Merkmale).

Farbe der Augen

	Hell- bis dunkelblau	graublau bis grau	hellbraun bis braun	braun bis dunkelbraun
Zahl der Arbeiter	57	12	5	6
in v. H.	71,25	15,00	6,25	7,50

Braune Augen traten meist zusammen mit schwarzem Haar auf, oft konnte ich aber auch hellbraune (gelbliche) Augenfarbe in Verbindung mit goldblondem bis rotem Haar feststellen. Eine Beziehung zur Körpergröße wurde hier nicht beobachtet.

Ausgesprochen längliche Kopfform hatten die gesamten 80 Arbeiter, also 100 v. H. Das ist sehr beachtenswert, da hierdurch bewiesen wird, daß außer dem nordischen und fälischen Grundelement lediglich die westische Rasse einen nennenswerten Blutseinschlag hinterlassen hat. Einige ausgesprochen kurze Schädel konnte ich allerdings einmal in Amsterdam beobachten.

Die Gesichtsform war weit überwiegend lang und schmal, einige Breitgesichter ließen lediglich fälischen Einschlag feststellen. Sonst ist der fälische Blutsanteil wohl aber nur im südöstlichen Teil der Niederlande von Bedeutung.

Die Körperhöhe war recht erheblich. Sie betrug im Durchschnitt der untersuchten 80 Mann 173,4 cm.

Die einzelnen Größenklassen waren wie folgt vertreten:

1,60—1,65 m	8 Mann	= 10,00 v. H.
1,66—1,70 m	25 „	= 31,25 „
1,71—1,75 m	19 „	= 23,75 „
1,76—1,80 m	24 „	= 30,00 „
1,81—1,85 m	4 „	= 5,00 „
1,73 m	80 Mann	100,00 v. H.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß das niederländische Volk in seiner heutigen bluts- und erbmäßigen Zusammensetzung immer noch außerordentlich wertvoll erscheint. Die nordischen Erbwerte, deren Träger das niederländische Volk ist, sind gar nicht hoch genug einzuschätzen und werden im Neuen Europa nach siegreich beendetem Kriege noch eine besondere Rolle zu spielen haben. Schon mehrere Male bewährte sich flämisches und niederländisches Blut in der Deutschen Geschichte. Einmal im frühen Mittelalter bei der Kolonisation der wendischen Gebiete östlich der Elbe und dann unter den preußischen Königen, besonders unter Friedrich dem Großen, der Flamen und Niederländer — auch die vorwiegend nordisch bestimmten Hugenotten — in seinen stark entvölkerten Landesteilen ansiedelte. Diese nordischen Menschen trugen also seit jeher sehr wesentlich zur Erhaltung und Wiederausbreitung des Deutschtums und damit auch der nordischen Rasse im Osten Deutschlands und Europas bei.

In viel größerem Maßstabe wird es aber nach siegreicher Beendigung dieses Weltkrieges erforderlich sein, im neugewonnenen Osten unternehmungsfreudige Menschen mit wertvollem nordischem Erbgut anzusetzen und diese Gebiete damit dem Germanentum, das allein Träger nordischer Gesittung sein kann, endgültig zu sichern. Wird auch die rassische Auslese aus freier Wahl aus vielen heute noch wesentlich nordisch bestimmten Völkern außer Deutschland, wie Skandinaviern, Finnen und Balten, ihren blutsmäßigen Beitrag für diese riesige völkische Aufgabe bringen, so werden die Niederländer hierbei den Hauptanteil zu stellen in der Lage sein. Einmal ist auch heute noch Holland das nordisch bestimmte Land mit dem höchsten Geburtenüberschuß, und dann ist es auch das volkreichste mit rund 8 Mill. Einwohnern, das seinen natürlichen und später hoffentlich weiter steigenden Geburtenüberschuß nunmehr dem eigenen Festland zuleiten kann.

Ein bedeutsamer Schritt auf diesem Wege ist bereits die Gründung einer niederländischen Handelsgesellschaft für die neuen Ostgebiete. Niederländische Wirtschaftler und Techniker gehen bereits heute in steigendem Maße nach diesen Gebieten als wirtschaftliche Bahnbrecher und werden dort auch den Boden ebnen für den künftigen Blutsstrom wertvollen niederländischen nordischen Menschentums. So werden im Osten die alten hervorragenden Charaktereigenschaften — besonders auch aus friesischem Blutserbe — wieder in Bahnen geleitet werden, die dahin führen müssen, daß das gesamte nordisch bestimmte Festland einer neuen kulturellen und wirtschaftlichen Blütezeit entgegengeht.

Nach dem militärischen Sieg über die politischen Kräfte des Ostens wird es erforderlich sein, auch blutsmäßig den weniger wertvollen Bevölkerungen des europäischen Festlandes im östlichen Großdeutschland und den angrenzenden Gebieten entgegenzutreten und sie soweit wie möglich zurückzudrängen. Hier wird dann eine gesamteuropäische Bevölkerungs- und Rassenpolitik einsetzen müssen, um dieses große Ziel zu erreichen.

Die Niederlande als Teil des neuen Großgermanischen Reiches aber werden es nächst Deutschland als größte geschichtliche Aufgabe betrachten müssen, an dieser gewaltigen Aufgabe mitzuarbeiten und Lebens- und Blutsquell der nordischen Rasse im kommenden großen Reich zu sein.

Eine mittelalterliche deutsche Siedlung im Karpatenvorland

Von Heinrich Gottong

Mit 10 Bildern auf 2 Tafeln

Seit dem frühen Mittelalter haben weite Teile des Generalgouvernements ihr Gepräge durch Menschen deutschen Blutes und deutscher Abstammung erhalten. In der Anlage und in den Bauwerken der Städte treten uns heute noch in reichem Maße die Zeugnisse deutschen Schaffens entgegen. Aber nicht nur von ihnen ist die kulturelle Durchdringung des Landes ausgegangen, sondern in einem noch viel stärkeren Maße von den deutschen Dörfern und ländlichen Siedlungen.

Seit dem frühesten Mittelalter sind, von polnischen Königen, Fürsten, Grafen und Grundbesitzern ins Land gerufen, in einem unaufhörlichen Strom oder in einzelnen Wellen deutsche Familien in das Weichselland gekommen. Die größten kolonisatorischen Leistungen haben deutsche Siedler im 13. und 14. Jahrhundert im Karpatenland vollbracht. In diesem fruchtbaren Hügelland hatte sich der Wald zu einem undurchdringlichen Dickicht ausgebreitet. Dieser Wald ist von deutschen, besonders von schlesischen Siedlern gerodet und das Land mit einem dichten Netz deutscher Dörfer überzogen worden.[1])

Die ursprünglich freien deutschen Bauern, die vom polnischen Adel selbst ins Land gerufen waren, gerieten mehr und mehr in dessen Abhängigkeit und Hörigkeit. Die ständige Beeinflussung durch das stetig anwachsende polnische Volkstum und die rechtliche Gleichstellung mit ihm brachte das Deutschtum bis zum 17. Jahrhundert zum Erliegen, das Volksbewußtsein ging allmählich verloren; Polnisch wurde die Umgangssprache. Landesgesetze, Landessitten, gleiche Schicksale und die enge wirtschaftliche Verflechtung haben bewirkt, daß bis zur Gegenwart eine weitgehende Angleichung an die äußeren Lebensgewohnheiten der umwohnenden polnischen Bevölkerung stattgefunden hat.

1) Eine ausführliche Darstellung dieses Besiedlungsvorganges in Mittelosteuropa findet sich in „Volk und Rasse", Heft 8. München, J. F. Lehmann 1942.

Innerhalb der gleichen Landschaft und bei gleichen wirtschaftlichen und bildungsmäßigen Voraussetzungen treten diese Dörfer heute dennoch im Bilde der Landschaft hervor. Bei aller streng durchgeführten Ordnung in der Dorfanlage sind in den einzelnen Gehöften und Häusern dem persönlichen Gestaltungswillen des einzelnen noch genügend Entfaltungsmöglichkeiten gelassen worden.

Das Dorf Markowa bei Landshut, eines der zahlreichen Dörfer dieser mittelalterlichen Besiedlungszeit, läßt seine Eigenart besonders deutlich erkennen, wenn man es vom Osten her durch die Nachbardörfer erreicht, in denen das deutsche Volkstum zahlenmäßig niemals eine nennenswerte Rolle gespielt hat. Das Dorf fällt zunächst durch seine beträchtliche Ausdehnung von etwa 9 km auf. Es umfaßt 1000 Häuser bzw. Hofstellen und hat 4500 Einwohner. Im Dorfbild selbst herrscht das vierseitig geschlossene Gehöft vor, welches aus Wohnhaus, Ställen und Scheune besteht und eine Toreinfahrt besitzt. Die Häuser stehen, wenn es die Bodenbeschaffenheit verlangt, entweder erhöht oder auf einer festen Bauunterlage und haben fast durchweg Keller. An ihrer Südseite befinden sich Blumengärten, die mit einem Holzzaun oder einer grünen Hecke umgeben sind. Vor allen Höfen stehen große Linden oder Kastanien.

Wie aus der Reihenfolge der Hausnummern hervorgeht, lagen die ursprünglichen Höfe mit dem dazugehörigen Landbesitz auf halber Höhe zu beiden Seiten der flachen Talsenke. Bemerkenswert ist der Drang zu weitgehender wirtschaftlicher Selbständigkeit der einzelnen Bauern, der sich darin äußert, daß zu jedem alten Gehöft eine eigene Windmühle gehört, die von dem Besitzer ohne Hinzunahme von gelernten Handwerkern erbaut ist. Bis in die jüngste Zeit hinein ist es den Bewohnern gelungen, trotz aller Schwierigkeiten, welche ihnen sowohl die Gesetzgeber als auch der Adel bereitet haben, die sinnlose Aufteilung und Zersplitterung des Besitzes zu verhindern, wie es sonst in polnischen Dörfern der Fall gewesen ist. Erst in den letzten drei Geschlechterfolgen begann die eigentliche Aufteilung des Bodens unter den Erben. Die Folge davon war die Kleinhaltung der bäuerlichen Familien. Die nicht erbenden Söhne wurden entweder auf eine höhere Schule oder als Arbeiter in das nähere oder weitere Ausland geschickt. Das Bestreben, eigenen Bodenbesitz zu erwerben, ist aber bei ihnen so stark, daß diese Auswanderer meist wieder in die Heimat zurückkehrten, sich entweder im Ort selbst oder an anderer Stelle als Bauern und Landwirte ansiedelten. Durch die Errichtung von Arbeiter-, Gärtner- und Kleinbauernhäusern auf dem Boden der früheren Hufe erscheint das Dorfbild nicht mehr so klar gegliedert.

Die Form und die Inneneinrichtung auch dieser Häuser zeigt aber dieselbe Bauweise wie die alten Bauernhäuser. Wie aus den Kirchenakten hervorgeht und wie auch der Schulleiter des Dorfes für die jüngste Zeit noch bestätigt, gibt es zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten oder Besitzgruppen des Dorfes keine Standesunterschiede. Unterschiedliche Besitzverhältnisse bilden daher auch bei der Eheschließung zwischen einem reichen Bauern und einem Mädel aus einer besitzlosen Häuslerfamilie keinen Hinderungsgrund. Diese Tatsache kann wohl mit Recht auf das Bewußtsein

Aufn. Dr. H. Gottong (2)

Markowa, eine deutsche Siedlung im Karpatenvorland

Aufn. Dr. H. Gottong (8)

Volksdeutsche aus Markowa

der Ebenbürtigkeit zurückzuführen sein, welches sich durch die Abstammung aus gleicher freibäuerlicher Wurzel ergibt. Die Bewohner sind sich ihrer Besonderheiten gegenüber der Bevölkerung anderer Orte der näheren und weiteren Umgebung bewußt. Äußeres Kennzeichen dafür ist die Tatsache, daß bei Heiraten von und nach Nachbardörfern diejenigen Orte übergangen werden, für die ein deutscher Ursprung der Bevölkerung bisher nicht nachgewiesen werden konnte.

Wie das Einwohnerverzeichnis und die Kirchenbücher zeigen, beträgt der Anteil der deutschen Namen in Markowa etwa 85 v. H. Eine Ahnenaufstellung zeigt, daß in der Ur-Ur-Großelterngeneration von 16 Ahnen im Durchschnitt immer 12—14 deutsch waren. Auch bei den wenigen Personen mit slawischen Namen waren in der gleichen Generation außer dem Namensträger nur noch ganz vereinzelt nichtdeutsche Namen anzutreffen, so daß auch in diesen Fällen die Deutschstämmigkeit für 85 v. H. der Ahnen nachgewiesen werden konnte. Die Bevölkerung hat also nur in einem verschwindenden Maße im Laufe mehrerer Jahrhunderte Nichtdeutsche aufgenommen.

Auffällig ist eine überdurchschnittliche Begabung der gesamten Bevölkerung. Das geht aus der Tatsache hervor, daß es im ganzen Ort keine gelernten Handwerker gibt, sondern sich jeder so weit wie möglich alle Gebrauchsgeräte, Möbel, Werkzeuge usw. selbst anfertigt. Daneben besteht eine starke Begabtenschicht, aus welcher in der gegenwärtigen Generation dieses einen Dorfes 30 Lehrer, 20 Geistliche, 2 Gymnasialprofessoren, 2 Rechtsanwälte, 1 Tierarzt u. a. hervorgegangen sind.

Die Geschichte des Dorfes gibt weitere Hinweise auf die Entwicklung der Bevölkerung. In einer Urkunde vom Jahre 1384 wird unter 11 Dörfern, welche den Kirchenzehnt an das Kirchenspiel Landshut abzugeben haben, auch Markowa (Markenhow) erwähnt. Während in den Schöffenbüchern der Nachbargemeinden und benachbarten Herrschaften im Anfang des 16. Jahrhunderts bereits vereinzelt die polnische Sprache auftritt, sind die Schöffenbücher von Markowa (1591—1624) ausschließlich in deutscher Sprache abgefaßt. Der Grund dafür ist darin zu suchen, daß dieser Ort mit einigen anderen seiner weiteren Umgebung ein geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet unter der gleichen Grundherrschaft dargestellt hat. 1623 gehört es dem Grafen Konstantin Korniakt. In jenem Jahr wurde es von den Tataren zerstört und die Bevölkerung verschleppt. Der Grundherr konnte aber einen großen Teil der Familien nach der siegreichen Schlacht in der Nähe Lembergs wieder sammeln, zurückführen und für den Wiederaufbau des Dorfes erneut ansiedeln.

Der starke Anteil des Deutschtums in diesem Dorf wurde selbst von der polnischen Wissenschaft zugegeben. Das polnische „Geographische Wörterbuch" vermerkt sogar, daß die Bauern dieses Dorfes zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Überlieferungen ihrer ursprünglichen Heimat bewahrt hatten, daß noch im 18. Jahrhundert deutsche Lieder bekannt waren und in der Sprache deutsche und polnische Worte gemischt vorkamen.

In der Bevölkerung selbst ist jede Erinnerung an die deutsche Abstammung dadurch ausgelöscht worden, daß die Kinder im Schulunterricht über den geschichtlichen Werdegang des Dorfes nicht belehrt und die deutlich sichtbaren Unterschiede gegen-

über den benachbarten Dörfern von den Soldaten Karls XII. von Schweden hergeleitet worden sind.

Seit dem frühen Mittelalter sind dem polnischen Volk durch deutsche Kolonisten wertvolle und leistungsfähige Familien zugeführt worden. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich diese auf alle Bevölkerungsschichten verteilt, sind bis in die höchsten Stellen aufgestiegen und haben ihr ursprüngliches deutsches Volkstum verloren. Erhalten geblieben ist in ihnen die Leistungsfähigkeit und das Rassenbewußtsein, welches sie daran gehindert hat, Unterdurchschnittliches in ihren Reihen aufzunehmen.

Nach den Erfahrungen aus zahllosen weiteren Beobachtungen in der Geschichte und in der Entwicklung der Bevölkerung des ehemaligen polnischen Staates kann mit Recht vermutet werden, daß alle Familien, welche auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, der Volksführung, der Kultur und Kunst ständig die Verbindung zum mitteleuropäischen Lebenskreis gehalten haben, den Erblinien deutscher Kolonisten entstammen.

Im Mittelpunkt meiner Beobachtungen in Markowa stand eine anthropometrische Aufnahme der eingesessenen Bevölkerung dieses Dorfes. Nach dem Verfahren von R. Martin[2]) habe ich an je 100 Männern und Frauen im Alter von 20 bis 45 Jahren eine Reihe von besonders kennzeichnenden Maßen ermittelt und aus diesen die Mittelwerte errechnet, um daraus ein Bild von der durchschnittlichen Beschaffenheit dieser Bevölkerung zu erhalten. Im Anschluß daran habe ich versucht, auf Grund der Meßergebnisse am einzelnen einige für die Bevölkerung besonders kennzeichnende Merkmalsgruppen herauszulesen. Dabei ist das Auftreten solcher Merkmale untersucht worden, welche als Rassenkennzeichen gelten können.

Für Männer und Frauen sind einige Merkmale mit ihren Mittelwerten in der folgenden Übersicht zusammengestellt und mit einem Hinweis auf ihre Größenklasse oder die Stärke ihrer Ausprägung versehen worden:

Anthropologische Merkmale	der Männer		der Frauen	
Körperhöhe	165,5±0,6	übermittelhoch	155,1±0,7	mittelhoch
Stammlänge in v. H. der Körperhöhe	53,2±0,1		53,8±0,1	
Längenbreitenindex	85,9±0,4	kurzförmig	87,2±0,4	kurzförmig
Längenhöhenindex	68,8±0,3	stark hypsikephal	69,0±0,3	stark hypsikephal
Morpholog. Gesichtshöhe	124,5±0,6	mittellang	112,9±0,7	kurz
Morpholog. Gesichtsindex	87,6±0,4	mesoprosop	83,4±0,5	euryprosop
Nasenindex	65,7±0,8	mittelbreitförmig	66,6±0,8	mittelbreitförmig
Breitenhöhenindex	80,2±0,8	mittelbreitförmig	79,2±0,3	mäßig breitförm.
Frontoparietalindex	68,7±0,3		69,2±0,3	
Jugofrontalindex	76,7±0,3		78,5±0,3	
Nasenhöhe in v. H. der morpholog. Gesichtshöhe	43,1±0,3		43,6±0,3	

2) Lehrbuch der Anthropologie. Jena, Fischer 1925.

Bei 26 v. H. der Männer sind die Nasen ausgebogen, bei 25 v. H. eingebogen, bei 34 v. H. wellig und bei 15 v. H. gerade. Bei den Frauen sind die entsprechenden Häufigkeiten 8, 65, 21 und 5 v. H. Sehr schwach pigmentierte Augen findet man bei 51 v. H. der Männer und bei 40 v. H. der Frauen, schwach pigmentierte Augen haben 28 v. H. der Männer und 35 v. H. der Frauen, mischfarbene bei 21 v. H. der Männer und 23 v. H. der Frauen; reich pigmentierte Augen gibt es schließlich nur bei 3 v. H. der Frauen. Die Haarfarbe ist sowohl bei Männern wie bei Frauen braun und braunschwarz. Nur 6,6 v. H. der Männer und 12 v. H. der Frauen haben blonde Haare; rotblonde Haare wurden nur bei 1 v. H. der Frauen beobachtet.

Bei der Gliederung der Bevölkerung in morphologische Gruppen sind jeweils der Längenbreitenindex, der Gesichtsindex, die Körperhöhe, die Augenfarbe, das Nasenprofil und der Nasenindex als gemeinsame Gruppenkennzeichen betrachtet worden. Eine solche Gliederung ist jedoch bei der geringen Anzahl der untersuchten Personen sehr schwierig und kann wegen der Kleinheit der herausgestellten Gruppen nur einen Hinweis auf die morphologische und rassische Beschaffenheit der Gesamtbevölkerung bieten. Bei den Männern sind 11 Merkmalsgruppen gebildet worden, welche insgesamt 83,3 v. H. der Untersuchten umfassen. Der Rest ließ sich keiner dieser Gruppen zuordnen. Bei den Frauen blieb bei 9 Gruppen noch ein Rest von 7 v. H., der sich keiner der aufgeführten Gruppen zuordnen ließ.

Von den elf Gruppen der Männer führe ich hier nur diejenigen auf, welche am stärksten besetzt sind: 1. 15,6 v. H. aller untersuchten Männer waren kurzköpfig (M. J. = 86,7), schmalgesichtig (M. J. = 91,1), im Wuchs untermittelhoch (M. = 163,3 cm), hatten helle Augen (1—4), ausgebogene oder wellige Nasenrücken und schmale Nasen (M. J. = 63,0). 2. 14,5 v. H. waren kurzköpfig (M. J. = 85,4), schmalgesichtig (M. J. = 89,0), großwüchsig (M. = 173,2 cm), hatten helle Augen (1—2), ausgebogene oder gerade Nasenrücken und ebenfalls schmale Nasen (M. J. = 62,7). 3. 12,2 v. H. der untersuchten Männer waren kurzköpfig (M. J. = 88,1), mittelbreitgesichtig (M. J. = 84,3), übermittelgroß im Wuchs (M. = 171,3 cm) hatten helle Augen (1—4), gleichfalls schmale Nasen (M. J. = 61,9) mit ausgebogenen oder welligen Rücken. 4. Die nächste Gruppe umfaßt 10 v. H. der untersuchten Männer. Sie ist gekennzeichnet durch Kurzköpfigkeit (M. J. = 85,7), Breitgesichtigkeit (M. J. = 83,8), einem mittelgroßen Wuchs (M. = 166,6 cm), helle Augen (1—4) und mittelbreitförmige Nasen (M. J. = 73,5) mit eingebogenen oder geraden Rücken. Die übrigen 7 Gruppen sind mit je 2—8 v. H. der Untersuchten so schwach besetzt, daß ihre nähere Beschreibung für die rassische Kennzeichnung der Bevölkerung von geringem Wert wäre. Wenn man versucht, für diese Gruppen die von H. F. K. Günther eingeführten Rassebezeichnungen anzuwenden, dann würde in den ersten beiden Gruppen der dinarische Rassenanteil überwiegen, der hier jedoch in seiner hellen Erscheinungsform entgegentritt. Die erste Gruppe ist dazu noch durch besondere Kleinwüchsigkeit gekennzeichnet. Die dritte Gruppe wäre als hell-dinarisch mit ostbaltischem Einschlag und die vierte als ostbaltisch anzusprechen. Rein nordische Formen befanden sich unter den Untersuchten

nur zu 2,5 v. H., nordische mit einem ostbaltischen Einschlag ebenfalls etwa zu 2,5 v. H. Nordische Rasseneinschläge sind jedoch überall in der Bevölkerung vorhanden, nur ließen sie sich durch die fünf hier aufgeführten Merkmale nicht erfassen.

Bei den Frauen treten mehr die Merkmale der ostischen und der ostbaltischen Rassen hervor. 21,6 v. H. sind kurzköpfig (M. J. = 86,9), breitgesichtig (M. J. = 81,3), großwüchsig (159,0 cm!), helläugig (1—4) und haben mittelbreite Nasen (M. J. = 69,1) mit eingebogenen oder welligen Nasenrücken. Diese Gruppe ist als ostbaltisch — jedoch hochwüchsig! — anzusprechen. Die nächste Gruppe trägt vorvorwiegend ostische Rassenmerkmale; sie umfaßt 17,6 v. H. der untersuchten Frauen und ist gekennzeichnet durch Kurzköpfigkeit (M. J. = 86,8), Breitgesichtigkeit (M. J. = 80,8), Kleinwüchsigkeit (M. = 149,3 cm), dunkle Augen (5—12), schmale bis mittelbreite Nasen (M. J. = 68,6) mit eingebogenen Rücken. Eine weitere Gruppe umfaßt 14,9 v. H. der Untersuchten und ist vorwiegend ostbaltisch. Sie ist kurzköpfig (M. J. = 87,5), breitgesichtig (M. J. = 81,9), kleinwüchsig (M. = 149,8 cm), helläugig (1—3) hat mittelbreitförmige Nasen (M. J. = 69,7) mit eingebogenen oder welligen Rücken.

Die nächste größere Gruppe umfaßt 9,5 v. H. der untersuchten Frauen und stellt eine Mischung von dinarischen und ostischen Rassenmerkmalen dar. Ihre Kennzeichen sind auch hier wieder Kurzköpfigkeit (M. J. = 86,6), Schmalgesichtigkeit (M. J. = 88,0), mittlerer Wuchs (M. = 156,4 cm), Dunkeläugigkeit (5—14) und schmale (M. J. = 64,6) eingebogene Nasen. Rein nordische Formen gab es nach dieser Merkmalszusammenstellung bei den untersuchten Formen nicht; nordische mit ostbaltischem Einschlag etwa zu 4 v. H. Auch für die Frauen gilt dasselbe, was für die Männer bereits gesagt worden ist: Auf Grund einer großen Reihe von Merkmalen, die in der vorliegenden Aufstellung nicht berücksichtigt worden sind, ist der nordische Einschlag in dieser Bevölkerung nicht so gering anzusetzen, wie aus dem Vorstehenden geschlossen werden könnte.

Wo steht die rassenkundliche Musikforschung?

Ein Übersichtsbericht (II)

Von Richard Eichenauer

Wenn der Musikfreund die Frage nach den Zusammenhängen zwischen Tonkunst und Rasse stellt, so denkt er in erster Linie nicht an das, was ich in einem früheren Aufsatz[1]) im Anschluß an Blumes grundlegende Untersuchung die „elementaren Eigenschaften und Bestandteile der Musik" nannte: nicht an Tonvorrat, Tonleitern, Tongeschlechter, melodische Bildungen, rhythmische Eigenschaften und Vortragsart. Er denkt vielmehr erfahrungsgemäß an die seelische Haltung be-

1) Vgl. „Rasse" 1942, Heft 4, S. 145ff.

stimmter Tonschöpfer oder bestimmter Werke. Und von seinem Standpunkt aus tut er das mit Recht. Denn er will wissen, wie er sich als Musikempfangender zu dieser oder jener Musik innerlich stellen soll. Er empfängt aber keine Tonleitern oder Tongeschlechter, sondern er empfängt fertige Werke: ein Lied, eine Symphonie, eine Oper; er empfängt Musikerpersönlichkeiten, längst bekannte oder neu auftretende. Und zu diesen will er sich innerlich, d. h. rassenseelisch, einstellen können. Das ist eine musikpolitisch unabweisbare Forderung, und schon aus diesem Grunde müßten wir versuchen, ihr in einigem Umfange Genüge zu tun, selbst wenn die Wissenschaft beim heutigen Stande der Forschung immer wieder Bedenken äußerte.

Die Bedenken liegen auch eigentlich mehr darin, daß man mit diesen verwickelten Betrachtungen begann, ehe man jene einfacheren überhaupt in den Kreis der Untersuchungen hineingenommen hatte. Als Hans Günther 1926 sein Buch „Rasse und Stil" erscheinen ließ, fand man darin lose Bemerkungen über Bach und Beethoven, über Gluck, Gounod, Händel, Paganini, Verdi, Wagner. Schon aus dieser Aufzählung ist ersichtlich, daß damit nichts Erschöpfendes beabsichtigt gewesen war, sondern eben nur Beispiele für gewisse rassenseelische Haltungen, die sich dem gebildeten Musikfreund ohne weiteres boten. Der Gedanke lag nahe, nun einmal alle bedeutenden Tonsetzer auf ihre rassische Haltung hin zu untersuchen. Und erst als man sich damit bereits beschäftigte, tauchte die Frage auf: „Ja, kann man das denn überhaupt machen? Ist dies überhaupt der richtige Weg, um die — an sich nicht mehr bezweifelten — Zusammenhänge zwischen Tonkunst und Rasse aufzudecken?"

Die Frage wurde zunächst von solchen gestellt, die sich unter „Rasse" etwas mehr oder weniger „Primitives" vorstellten; etwas, das eigentlich nur noch im Bereich von Negern oder Indianern wirksam sei, während es bei Kulturvölkern durch Einflüsse anderer, „geistiger" Art abgelöst worden sei. In solchen Einwänden war der jüdische Einfluß auf unser Denken noch spürbar. Es kamen aber bald ernster zu nehmende Überlegungen hinzu. Man sagte so: „Gewiß ist die Rasse für jeden Menschen, für einen Bach oder Beethoven ebenso wie für einen Südseeinsulaner, die mächtigste Triebkraft aller seiner seelischen Äußerungen, also auch seiner künstlerischen Selbstdarstellung. Aber eine Beethovensymphonie ist gegenüber dem Liede eines Naturmenschen ein so ungeheuer verwickeltes Gebilde, mit so vielen geistesgeschichtlichen Voraussetzungen verschiedenster Art beladen, daß man die unter all diesem wirkende rassische Kraft nicht eindeutig erkennen kann. Wir müssen daher im Gebiete der „empirischen Gegenstände der Musik" (Blume), d. h. des vorhandenen Musikgutes aller Völker und Zeiten, zunächst die einfachsten Gegenstände aufsuchen und an ihnen unsere rassenkundlichen Erkenntnisse und Arbeitsweisen zu schulen trachten; dann erst dürfen wir uns dem Schwierigsten zuwenden: den großen Werken der großen Meister".

Anders ausgedrückt: man fordert, daß nicht die „Kunstmusik", sondern die „Volksmusik" mindestens vorläufig in den Mittelpunkt der rassenkundlichen Betrachtung

hineingestellt werden soll. Es leuchtet ein, daß diese Forderung nicht nur an sich vernünftig ist, sondern auch in einem Zeitalter wiedererwachender Wertschätzung alles Volkhaften auf allgemeine Zustimmung rechnen darf. Daraus folgt dann aber weiter, daß wir uns nicht auf die europäische Volksmusik beschränken dürfen, sondern daß wir, um vergleichen zu können, auch „an alle außereuropäischen, sei es primitiven, sei es den Hochkulturen fremder Rassen und Völker angehörenden Musikarten" (Blume, S. 6) herangehen müssen. Und damit wiederum ist gegeben, daß hier nicht eine Aufgabe für einen einzelnen vorliegt, sondern daß ganze Forschergeschlechter sich in planmäßiger Arbeitsteilung um die Bewältigung des ungeheuren Stoffes werden mühen müssen.

Zu der Vergleichung mit Außereuropa sei jedoch eine Warnung gestattet. Blume hat sicher recht, wenn er sagt: „Man wird den Weg zu den Chinesen oder Samoanern nicht scheuen dürfen, will man erkennen, was eigentlich europäische Musik ist" (S. 5). Seelenkundlich betrachtet ist aber der Weg zu den Chinesen oder Samoanern ein anderer als der zu unserem Eigenen. Was uns selbst angehört, lernen wir von innen kennen, was den anderen angehört, immer nur von außen. Denn es geht nun einmal nicht an, bei der Forschung den lebendigen Menschen, der da forscht, ganz auszuschalten, als wenn er in seiner Eigenschaft als Forscher gar keiner Rasse angehöre. Eben die Feststellung, daß die Schöpfungen anderer Rassen uns seelisch ewig fremd bleiben, auch wenn wir sie wissenschaftlich noch so tief durchdringen, ist das rassenkundlich Bedeutsame, und wir sollen das Gefühl, bei der Erforschung unseres Eigenbesitzes seelisch „zu Hause" zu sein, nicht künstlich unterdrücken um einer angeblichen wissenschaftlichen „Objektivität" willen. Und wir sollen nicht glauben, daß überall da, wo wir auf formal Gleiches oder Ähnliches stoßen, das zugrunde liegende Seelische schon deshalb ebenfalls gleich oder ähnlich sein müsse.

Dies vorausgeschickt, bleibt es aber richtig, daß die Volksmusik vorläufig sicherere Ergebnisse verheißt als die Werke einzelner großer Meister. Das Musikgut, das die Volksmusik uns darbietet, ist das Volkslied und der eng mit ihr verbundene Volkstanz. Ich habe schon vor Jahren darauf hingewiesen[2]), daß wir uns vor dem Trugschluß hüten müssen, im Volksliede, auch im ältesten uns zugänglichen, erfaßten wir ohne weiteres rassisch unvermischtes Musikgut. Selbstverständlich vertritt Blume denselben Standpunkt (S. 45), und so stimmen denn wohl alle darin überein, daß es sich bei der rassenkundlichen Volksliedforschung nicht um eine grundsätzlich andere Arbeitsweise handelt als beim „großen" Kunstwerk, sondern nur um eine in den Umständen — dem zum Teil hohen Alter und der verhältnismäßigen Einfachheit des Volksliedes — begründete Erleichterung derselben Arbeitsweise, nämlich hier wie dort um den Versuch, eine an sich rassisch verwickelte Erscheinung auf ihre einfachen rassischen Grundlagen zurückzuführen.

Und dieser Versuch dürfte beim deutschen Volksliede doch schon weiter gelungen sein, als ganz Vorsichtige anzunehmen geneigt sind. Man braucht nicht der Mei-

2) In dem von Guido Waldmann herausgegebenen Sammelband „Rasse und Musik", Berlin-Lichterfelde 1939, S. 36.

nung zu sein, daß alles, was Metzler, Seifert, Wiora und andere erforscht haben, schon unumstößliche Ergebnisse darstelle; aber manches erscheint so zwanglos richtig, daß man nicht einsieht, warum wir uns ihm verschließen sollen. Da läßt sich im Bereich des deutschen Volksliedes vor allem der zeitliche Stilunterschied zwischen älterem und neuerem Volksliede und der räumliche zwischen dem deutschen Südosten und dem übrigen deutschen Volksgebiet rassenkundlich erklären, ja diese beiden Gegensatzpaare fordern rassische Rückschlüsse geradezu heraus. Denn andere als rassische Gründe für die vor aller Augen liegenden Unterschiede können auch die Zweifler kaum namhaft machen; warum also die Rasse nicht als Grund annehmen? Besonders, da unsere auf anderem Wege gewonnenen Einsichten rassengeschichtlicher Art durchaus dazu passen? Daß im deutschen Volke des 15. und 16. Jahrhunderts der nordische Blutsanteil größer war als in dem des ausgehenden 18. und des 19., wo der ostische Anteil sich stärker bemerkbar zu machen beginnt; daß im deutschen Südosten die dinarische Rasse stärker vertreten ist als im übrigen Deutschland, das wird doch meines Wissens von niemandem geleugnet. Warum sollten mit diesen Tatsachen nicht die feststellbaren und beschreibbaren Unterschiede im deutschen Volksliede zusammenhängen? Freilich wird es im Einzelfalle oft genug unmöglich bleiben, eine Weise dieser oder jener Rasse zuzuschreiben; aber gewisse im großen wiederkehrende Eigenheiten der Melodie- und Rhythmusbildung bleiben darum doch Rasseanzeichen. In diesem vorsichtigen Sinne wird man der rassischen Aufgliederung, die Seifert in seinem Buche „Volkslied und Rasse" gibt, zustimmen dürfen.

Sehr wichtig sind ferner die neueren Erörterungen über die sogenannte „Gregorianik". Daß man das Wort jetzt häufig in Anführungsstrichen findet, beweist schon einen Wandel der Anschauungen. Man wußte zwar seit langem, daß die Musikübung der christlichen Kirche, als sie mit dem Christentum zu den Germanen kam, von diesen stark umgebildet worden war.[3]) Aber die Musikforschung beginnt jetzt, die Erkenntnis dieser Umbildung bzw. Neuschaffung geradezu zur Grundlage ihrer ganzen Forschungsrichtung zu machen. „Eine unermeßlich reiche Fundgrube germanischer Musik — so sagt sie — liegt in den Weisen der mittelalterlichen Kirche noch fast unerschlossen da und wird uns, wenn wir erst einmal an ihre Auswertung gehen, wahrscheinlich ungeahnte Einblicke in die Musikseele unserer Ahnen geben können." Daher lehnt man denn auch folgerichtig ab, diese mittelalterliche Kirchenmusik noch „Gregorianik" zu nennen.

Während man sich früher die Sachlage mehr als „Beeinflussung" der Gregorianik in nordischem Sinne, als ein gewisses Abbiegen in den Geist andersgearteten Musikfühlens vorstellte, scheint es jetzt beinahe, als ob die so lange als fast spurlos verweht geltende heidnisch-germanische Musik sich doch in recht weitem Umfange in die mittelalterliche Kirchenmusik gerettet hätte. Die Aufschließung dieser Schätze allerdings liegt noch in recht weitem Felde, und auch wenn sie einmal erfolgt ist,

3) Z. B. hat der Schreiber dieser Zeilen in seinem Buche „Musik und Rasse" dieser Tatsache einen ganzen Abschnitt gewidmet.

wird sich nicht etwa vor aller Augen ein unversehrter Tempel germanischer Tonkunst wieder aufbauen oder gar für unser praktisches Musizieren damit etwas gewonnen sein. Dies wird immer eine Angelegenheit der Forschung bleiben, schon wegen des lateinischen Sprachgewandes, das diese Musik nun einmal unabänderlich trägt.

Den Anhängern des Nordischen Gedankens aber darf ans Herz gelegt werden, sich nicht vielleicht aus vorgefaßten Meinungen heraus einer wissenschaftlichen Erkenntnis zu verschließen. Genau so wenig, wie ein Vernünftiger daran denkt, die große germanische Baukunst des Mittelalters mißtrauisch zu betrachten, weil sie kirchlichen Zwecken diente, dürfen wir in der sich anbahnenden Erkenntnis, daß im mittelalterlichen Choral viel Germanisch-Nordisches steckt, „kirchliche Tendenzen" der Forschung oder auf der Gegenseite den Versuch „kirchlicher Gleichschaltung" wittern. Mit unserer rassisch bedingten Stellung zum Christentum hat dies gar nichts zu tun. Vielmehr gilt es zu erkennen, daß wahrscheinlich auch auf musikalischem Gebiet das mittelalterliche Christentum in einem bisher nicht geahnten Umfange sein Bestes dem Germanentum verdankt.

Da die Gregorianik zur Kunstmusik gehört, wird durch ihre rassenkundliche Auswertung schon zugegeben, daß nicht etwa nur die Volksmusik für den Rassenforscher verwendbar ist. Blume gibt aber auch selbst einige Beispiele dafür, wie in besonders günstig gelagerten Fällen auch „im Bereich der ‚großen Kunstwerke' echte Rassendispositionen zur Geltung zu bringen" sind (S. 74 ff.). Als Beispiele wählt er die Mannheimer Sinfoniker und den Komponisten Buxtehude, jene anscheinend als Beleg für Einflüsse dinarischer Rassenseele, diesen als Verkörperer nordischer Kunsthaltung trotz Übernahme fremdvölkischer Formen. Sicher sind nun diese Beispiele besonders überzeugend; dennoch dürfte das, was hier möglich ist, auch andernorts kein grundsätzlicher Fehler sein. Nach Blume macht es die „Einmaligkeit der geschichtlichen Situation" z. B. bei den Mannheimern unverkennbar, daß ein rassischer Vorgang vorliege. Ist es nicht aber ebenso z. B. bei dem Aufblühen der niederländischen Musik, bei der Entfaltung der Oper durch die Italiener, bei dem Niederbruch der europäischen Musik unter der Judenherrschaft der jüngstvergangenen Zeit? Gewiß ist hier jeweils der Umbruch nicht so scharf wie beim Auftreten der Mannheimer, aber die „geschichtliche Situation" scheint mir für den Rassenforscher ebenso klar.

Entscheidend allerdings ist auch hier Blumes Warnung, nicht in bestimmten Formen und Stilmitteln das rassisch Faßbare zu suchen. „Die Form ist übertragbar. Aber was sich bei diesen Übertragungen ändert, das ist die Sinngebung der Form" (S. 68). In lebensgesetzlicher (biologischer) Sprechweise würde das heißen: Der Gebrauch bestimmter Formen geht auf Umwelteinflüsse zurück, die Sinngebung dieser Formen jedoch auf Rasseneinflüsse. Da nun der Gebrauch bestimmter Formen und Stilmittel sachlich festgestellt werden kann, die Sinngebung dagegen in gewissem Umfange der persönlichen Deutung durch den Beurteiler unterliegt, so ist hier der Punkt, wo sich die Persönlichkeit des Forschenden unweigerlich fühlbar

macht. Daher meine von jeher erhobene Forderung, nur solche Beurteiler als zuständig anzuerkennen, die dem zu Beurteilenden rassenseelisch verwandt und gewachsen sind. Daher meine Forderung, nicht in erster Linie zu fragen, was hier oder dort „erfunden" worden ist, sondern was diese oder jene Rasse aus dem hier oder dort Erfundenen gemacht hat.

Und doch ist gerade bei der Forderung der Sinndeutung auch die Welt der Formen an sich nicht unabhängig von rassischen Zusammenhängen. Es dürfte nämlich gewisse Formen geben, die kraft ihrer Natur für die Aufnahme bestimmter Gehalte sozusagen vorherbestimmt sind. Betrachtet man z. B. die seelische Welt der Polyphonie insgesamt, so wie sie uns durch die Geschichte bezeugt ist, so drängt sie offenbar darauf hin, das Lebensgefühl des nordischen „Leistungsmenschen" auszusprechen. Sie kann das eben am besten. Mit einer anderen Sinngebung als dieser, z. B. mit der auf anmutige Schönheit oder auf glutvolle Leidenschaft gestellten seelischen Welt des westischen „Darbietungsmenschen", können wir sie uns stilgerecht nicht so ungezwungen verbunden denken, weil sich dort polyphone Formen nicht mit soviel Sinn erfüllen lassen. Gewiß kann man auch das ein persönliches Urteil nennen; immerhin aber entspricht dieser rein gedanklichen Feststellung die geschichtliche Tatsache, daß die Polyphonie dort, wo der westische Mensch stärker mitgesprochen hat (unter den Musikländern also vor allem in Italien), nicht die ausschlaggebende Rolle gespielt hat wie in Germanien. (Wobei dann gegenüber möglichen Einwänden darauf hinzuweisen ist, wie viele italienische Tonsetzer wahrscheinlich nordische Einschläge gehabt haben.)

Scheint nicht dagegen bei der Oper der Fall so zu liegen, daß das geheime Gesetz der Form sie mehr zur westischen Sinnerfüllung geeignet machte? Ist nicht die Oper das große Kunstwerk des Darbietungsmenschen, der in ihr die Möglichkeit findet, seinen soviel heißeren Atem in Liebe und Haß zu verströmen, diese menschlichen Urregungen in immer neu sich darbietender, immer neu mitreißender glühender Melodie einzufangen? Gewiß ist dies eine einseitige Beschreibung der Oper; aber wo man sie anders beschreibt, da legt man die nordische Sinndeutung des „Musikdramas" unter. Und entspricht nicht wieder diesem Gedankengange die geschichtliche Tatsache, daß die Oper das große Kunstwerk Italiens, das Musikdrama dagegen eine Errungenschaft Deutschlands ist?

Warum wurde die Form der Sonate in Italien nicht recht heimisch? Sind die Italiener nicht musikalisch genug, sie als Form zu verstehen und zu schätzen? Nein, sondern das geheime Gesetz dieser Form scheint auf eine Sinnerfüllung mit nordischem Seelengehalt angelegt zu sein. Die Sonate ist für uns seit Beethoven die Form, in der sich das innerlichste Ringen der Menschenseele abspielt, sozusagen ein seelischer Kampfplatz. Die ringende Haltung zum Leben ist aber nun einmal eine kennzeichnend nordische (womit anderen Rassen keineswegs der Vorwurf der „Oberflächlichkeit" gemacht wird). In diesem Sinne und nur in diesem nennen wir die Sonate eine „nordische Form". Damit ist nicht gesagt, daß das Formgerüst, das wir „Sonate" nennen, nicht auch andere seelische Gehalte umschließen könne, und

daß nicht auch auf solche Weise das musikalisch Schöne zustande kommen könne; aber für uns wird das nicht die höchste denkbare Sinnerfüllung der Sonate sein. „Für uns" heißt hier aber nichts anderes als: für den nordisch fühlenden und urteilenden Menschen.

Die Form der Variation ist über die ganze Erde verbreitet, und so wäre es Unsinn, die Form als solche für eine bestimmte Rasse beschlagnahmen zu wollen. In der modernen europäischen Kunstmusik unterscheidet man herkömmlicherweise figurative oder ornamentale Variationen und Charaktervariationen, wobei man unter jenen, volkstümlich gesprochen, solche versteht, die in einem schönen Spiel das gegebene Thema immer neu aufleuchten lassen, während diese mehr das Ziel haben, das Thema durch tiefergreifende Veränderungen zur Enthüllung seines gesamten möglichen musikalischen Gehaltes zu zwingen. Schon aus dieser für die Beschreibung notwendigen Wortwahl erkennt der Leser, worauf es hinausgeht: ohne einer der beiden Arten den künstlerischen Vorrang zuzuerkennen, ersieht man doch, daß die zweite der Wesensart des nordischen Menschen wieder besonders entspricht: seinem Drang, bis an die Wurzeln zu greifen, seiner baumeisterlichen Fähigkeit, seiner Neigung, aus unscheinbarem Keim ein Großes zu entwickeln, wohl auch seiner denkerischen Veranlagung. Wer dächte bei solcher Kennzeichnung nicht etwa an den Schlußsatz aus Beethovens Eroica? Dabei ist wiederum nicht gesagt, daß nicht auch sehr nordische Meister figurative Variationen geschrieben hätten oder daß sich nicht auch sehr unnordische an Charaktervariationen gewagt hätten.

Wie gesagt, soll durch solche Überlegungen ein künstlerischer Vorrang einer bestimmten Formbildung nicht behauptet werden. Manchmal möchte man sogar meinen, daß die Neigung zu nordisch betonter Sinngebung das innere Gesetz einer Form eher vergewaltigt als erfüllt hätte. Der ursprünglichen und auch wohl natürlichen Sinngebung des Solokonzerts z. B. dürfte es am besten entsprechen, wenn man es als die berechtigte Freude am Zeigen virtuosen Könnens im Gewande anmutiger Schönheit bezeichnet — also eine westische Sinngebung. Ihr kann es nicht günstig sein, wenn man — wozu der nordische Künstler oft neigt — auch das Konzert so schwer mit Tiefsinn befrachtet, daß jene urwüchsige Freude nicht recht mehr aufkommen kann. Und streifen nicht manche Solokonzerte nordischer Meister diese Gefahr? Ist es nicht ähnlich in der Oper, wenn man sie allzu stark mit dramatischer Bedeutsamkeit beschwert? Gattungen der Oper, die das nicht vertragen, sind deshalb unter nichtnordischen Menschen besser gediehen und haben *auch nach unserm* Gefühl dort drüben ihre bessere Sinnerfüllung gefunden. Dies gegen den möglichen Vorwurf, nach unserer Meinung könne nur der nordische Mensch alles und jedes mit seinem „höchsten Sinn" erfüllen.

Den Begriff der „Sinndeutung" kann man übrigens bei rassenkundlichen Untersuchungen nicht nur bei den fertigen Werken, sondern auch bei den „elementaren Eigenschaften und Bestandteilen" (Blume) gebrauchen.[4]) Das Anfangsmotiv der

4) Vgl. meinen Aufsatz in Nr. 4 dieses Jahrgangs.

Eroica ist ein Dreiklang; aber niemand wird aus diesem Dreiklang dasselbe heraushören wie aus einer Schnadahüpflweise, die sich doch auch in Dreiklängen bewegt. Der Dreiklang „bedeutet" uns im einen Fall etwas anderes als im anderen. In Stein bauen viele Völker und Rassen der Erde, aber nur an einer Stelle entstand aus dem allen zugänglichen Baustoff ein griechischer Tempel. In Dreiklängen bewegen sich viele Menschengruppen, aber nur im germanisch-nordischen Bereich wurde aus dem Dreiklang ein Eroicathema. Ähnlich wird sich der Streit um die angebliche rassische Zugehörigkeit auch bei anderen „Bestandteilen" der Musik lösen.

Von bestimmten Formen ganz abgesehen, kann schon die Frage, wo sich denn besonders hochgezüchtete Formen entwickelt haben, ein Rassehinweis sein. Blume wirft mit Recht die Frage auf: „Wie verhält es sich denn mit der Leistungsfähigkeit, der Schöpferkraft, der Produktionshöhe, der Entwicklungsfähigkeit der Rassen? ... Warum erzielen offensichtlich die nordische und die dinarische Rasse Höhenflüge im musikalischen Schaffen und entwickeln das ihnen eigentümliche Gut zu überlegenen Leistungen?" (S. 63). Bestätigen nicht übrigens diese Fragen, daß man, aufs Ganze gesehen, die überragende Bedeutung der europäischen Musik eben doch der nordischen Rasse zuschreiben muß? Vorausgesetzt wenigstens, daß man nach den genialen Leistungen und nicht nach dem Durchschnitt der musikalischen Veranlagung fragt. Und diese genialen Leistungen bestehen zum guten Teile darin, daß die genannten Rassen bei allen von ihnen verwandten Formen eine Durchgestaltung erzielt haben, wie wir sie anderwärts nicht finden. Welche andere Hochkultur der Erde hat Formen entwickelt, die sich an erstaunlicher Hochzucht unserer Kantate, Motette, Oper, Sonate, Symphonie usw. vergleichen lassen? Und so darf man denn in der Tat mit Blume sagen: Nicht in erster Linie der Gebrauch dieser oder jener Form macht das Wesen der nordischen Überlegenheit auf dem Gebiete der Tonkunst aus, sondern die geschichtliche Tatsache, daß sie es verstanden hat, alle Formen, denen sie sich zuwandte, aufs höchste, reichste und feinste zu entwickeln, und daß sie der Mehrzahl dieser Formen eine Sinnerfüllung gab, die uns nordischen Menschen mit Recht als die höchst erreichbare Erfüllung gilt.

Bei all diesen Betrachtungen, wie auch bei denen, die es nun wirklich mit aller gebotenen Vorsicht wagen, auch einmal beim einzelnen großen Schöpfer die Frage nach der Rassenzugehörigkeit zu stellen, ist es eine Erschwerung, daß wir ja noch gar nicht genügend sicher über die Unterschiede der rassischen Uranlagen unterrichtet sind. Was ist denn eigentlich das Unterscheidende z. B. zwischen westischer und dinarischer Musikanlage? Das können wir vorläufig nur so beantworten, daß wir aus dem Allgemeinbild, das die Rassenseelenforschung von den einzelnen Rassen entwirft, die musikalischen Züge sozusagen abzuleiten suchen — ein unsicheres Verfahren. Zunächst macht sich hier bemerkbar, daß wir weitaus am genauesten das Seelenbild des nordischen Menschen kennen, nicht nur, weil es am besten erforscht ist, sondern auch weil es das reichste und daher das am besten darstellbare ist. Vielleicht ist es aber auch so, daß tatsächlich gewisse Rassen sich streckenweise gleich ver-

halten. In der Zeitschrift „Volk und Rasse" erschien kürzlich[5]) ein Aufsatz „Arbeitspsychologie in rassenkundlicher Sicht" von H. Endres, der das psychotechnische Prüfungsverfahren für die Rassenseelenkunde nutzbar machen will. Nach Endres ergeben sich hier zwei verschiedene Typen von Musikalität, die Hand in Hand mit dem Unterschied zwischen Farb- und Formbeachtern gehen. Formbeachter waren vorwiegend nordische und fälische Menschen, Farbbeachter vorwiegend dinarische und westische. Es wäre also, die Richtigkeit dieser Ergebnisse vorausgesetzt, gar nicht zu verwundern, wenn wir eine musikalische Eigenart, die wir deutlich als „nichtnordisch" empfinden, dennoch nicht einer bestimmten Rasse zuschreiben können, weil eben dinarisch und westisch sich in bezug auf diese Eigenart gleich verhalten. Ebenso nordisch und fälisch. Um ein Beispiel zu nennen: Ist das Nichtnordische bei einem Verdi dinarisch oder westisch? Wir wissen es nicht, wenigstens vorläufig nicht.

Hier nun dürfte man doch vielleicht auch die Leiblichkeit (die „somatische Rasse") des Komponisten befragen. Über die erste hier auftauchende Schwierigkeit, nämlich die leibliche Rassenzugehörigkeit Verstorbener überhaupt festzustellen, hat neuerdings Elisabeth Pfeil in einem Aufsatz „Das Bildnis als Quelle der Rassengeschichte"[6]) aufschlußreich gehandelt. Darüber hinaus erhebt sich aber eine philosophische Frage, die einmal gründlich beantwortet werden müßte. Man sagt oft, als ob sich das von selbst verstände: „In einer Zeit fortgeschrittener Rassenmischung kann der Mensch ja seelisch ganz andere Züge besitzen als leiblich." Und die Erfahrung des Tages scheint das zu bestätigen. Versteht es sich aber wirklich von selbst? Wenn wir uns philosophisch zur Einheit von Leib und Seele bekennen, doch wohl nicht. Dann könnte, auch bei noch so starker Mischung, das seelische Bild doch immer nur dieselbe Mischung zeigen wie das leibliche. Und jene scheinbar widersprechenden Erfahrungen des Tages müßten sich so erklären, daß das Seelenbild Züge verrät, die sich am Leibe nicht wahrnehmen lassen, obwohl sie als Anlagen vorhanden sind, daß also seelisch gewissermaßen das Verhältnis von dominant und rezessiv anders sein könnte als leiblich. Solche Erwägungen sind — das muß dem Geisteswissenschaftler immer wieder gesagt werden — kein unberechtigtes Sichvordrängen naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise, sondern das Ergebnis einer weltanschaulichen Gesamteinstellung.[7])

Diese Übersicht sollte zeigen, daß man in der Musik-und-Rasse-Forschung auf der einen Seite langsam zu einer Klärung der Arbeitsvoraussetzungen kommt, andererseits aber auch zu der Erkenntnis, daß die vor uns liegenden Aufgaben noch unübersehbar groß sind.

---

5) 1942, Heft 5 und 6 (S. 92ff. und 113ff.).

6) Volk und Rasse 1942, Heft 1 und 2 (S. 5ff. und 24ff.).

7) Vgl. hierzu neuerdings: Siegfried Günther, Das Leib-Seele-Problem in der rassenkundlichen Musikforschung. Zschr. f. Rassenkunde 1942, Bd. 13, Heft 1, S. 41ff.

Neue Bücher

Das Bild des Menschen im Kriege

Von Heinz Rieder

„Wir sind in das Zeitalter der höchsten Anspannung aller nationalen Kräfte eingetreten. Dieses Zeitalter nennen wir das Zeitalter der totalen Mobilmachung." Die Worte Baeumlers aus seinem neuen Buche „Bildung und Gemeinschaft" kennzeichnen die Lage, in der wir uns heute befinden, eine Lage, die nicht nur eine neue Einstellung zum Leben, sondern in erster Linie einen neuen Menschen erfordert. Die drei vorliegenden Bücher befassen sich mit der Formung dieses neuen Menschenbildes; wenn sie auch von verschiedenen Ausgangspunkten herkommen. So Kurt Eggers aus dem unmittelbaren Kampferleben, Max Bense aus einer zeitgemäßen Beschwörung des dänischen Denkers Kierkegaard und Alfred Baeumler von den Anliegen der neuen Erziehungswissenschaft aus.

Es gibt keinen besseren Titel als den, den Kurt Eggers für sein Buch[1]) fand: „Der Krieg des Kriegers." Eggers zeichnet unmittelbar aus dem Fronterleben heraus das Bild des soldatischen Kämpfers, gibt in eindringlichen Schilderungen die Verwandlung in das Soldatische. Die äußere Form ist wirksam besonders durch die Kürze und Treffsicherheit, mit der die wesentlichen Gedankenzüge hervorgehoben sind. Ob diese in einem Gedicht, einem Gedankensplitter oder in einem kurzen Erlebnisbericht gegeben werden, überall führt uns Eggers den heutigen Kämpfertyp greifbar vor Augen. Es ist der harte Willensmensch, der aus dieser Prüfungszeit hervorgeht, und zugleich der durch die soldatische Zucht geformte Ordnungsmensch, der allein das neue Europa bauen kann.

Die beiden anderen Bücher fügen diesem Bild des soldatischen Tatmenschen den philosophischen Unterbau hinzu. In kluger Beschränkung zeichnet Max Bense das Bild des Denkers Kierkegaard[2]) in jenem Bereich, der uns heute besonders angeht: er gibt ein Bild des Lebensphilosophen Kierkegaard, nicht des Religionsphilosophen. Damit gelingt es Bense, die Lehre Kierkegaards — die beileibe kein System ist und sein will — anschaulich begreifbar zu machen. Das philosophische Denken kann uns heute nur ansprechen, wenn es unmittelbar auf das Leben bezogen ist, wenn es uns hilft, mit unserer bedrängten Gegenwart fertig zu werden. Kierkegaards Denken wird uns durch Bense als eine solche „Lebensphilosophie" nahegebracht. Was der Gruppe der Lebensphilosophen gemeinsam ist, das ist einerseits Ablehnung des geschlossenen logischen Lehrgebäudes, des Systems, andererseits der schon in der Wahl der Darstellungsmittel ganz bewußt werdende Wille, auf das Leben Einfluß zu nehmen. „Man hat vom Zarathustratyp in der Philosophie gesprochen, von den Philosophen mit dem schriftstellerischen Glanz, und alle Genannten dazugerechnet. Sie bewahren vor allem die sokratische Weise des Philosophierens. Nicht nur für das Wissen und die Wissenschaft, das ist das Entscheidende, werden Begriffe geschärft und gegeben, sondern für das Dasein, das Leben, das Handeln, das Sterben." In diesem Sinne meint Kierkegaard vom denkenden Philosophen: „Was ist konkretes Denken? Das ist das Denken, bei dem es einen Denkenden gibt . . ." Im Mittelpunkt der Betrachtung steht nicht das Denken, sondern der Denkende, der Mensch, womit sich abermals die tiefe Verwandtschaft mit Nietzsche offenbart. Der Mensch als denkendes Wesen in seiner Beziehung zur Umwelt, zu Gott — um

1) Der Krieg des Kriegers. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1942. 62 S. Geb. 1,60 *RM.*

2) Sören Kierkegaard, Leben im Geist. Schriftenreihe „Geistiges Europa". Hamburg, Hoffmann & Campe 1942. 90 S. 1,80 *RM.*

diese „Daseinslehre" kreist die Philosophie Kierkegaards. Das Dasein des Menschen nennt Kierkegaard die „Existenz", „das ist jenes Kind, das vom Unendlichen und Endlichen, vom Ewigen und Zeitlichen erzeugt und daher beständig strebend ist". Dieses „Strebende", niemals Vollendete enthüllt Kierkegaards Philosophie als „Willensphilosophie", wie die Nietzsches. Der Mensch ist niemals fertig, er ist immer ein Werdender, ein Suchender, stets bewegt durch das Streben nach Vollendung. Damit steht Kierkegaard mitten in unserer Zeit.

Alfred Baeumler legt gesammelte Aufsätze vor[3]), die in den Jahren 1937—41 erschienen sind. Die meisten von ihnen sind schon dem Erlebnis des Krieges verpflichtet. Und so gestaltet Baeumler in ihnen vom Denken her das Menschenbild dieses Krieges. Es ist das Bild des Menschen, das heute und morgen in erster Linie den Erzieher angeht. Die Aufsätze, die Baeumler als Professor der politischen Pädagogik der Universität Berlin schrieb und die von dieser Warte aus verstanden sein wollen, nehmen daher den größten Raum ein. Die entscheidenden Worte fallen insbesondere in dem Aufsatz „Das Bild des Menschen und die deutsche Schule". Besonders greifbar wird hier das neue Menschenbild, das vom Rassenbegriff her zum Wesen des Menschen vordringt, durch das Gegenbild einer überwundenen Zeit. Die Rasse erst macht den Menschen zu einer sinnvollen Einheit, sie gibt den „Hinweis auf die Gemeinsamkeit der Abstammung und des Geistes". Sinnvoll fügt sich hier der Aufsatz „Rasse als Grundbegriff der Erziehungswissenschaft" ein. Die Aufklärung hatte den Begriff der unbeschränkten Bildsamkeit in die Erziehungskunde eingeführt. Der Mensch ist eine ,,tabula rasa", auf der nun der Erzieher aufschreiben kann, was er will. Der neue Begriff der Bildsamkeit baut nicht auf der ,,tabula rasa", sondern auf den rassenseelischen Anlagen auf. Eine solche Auffassung der Bildsamkeit kann aber nur bestehn, wenn wir den uns geläufigen „Bildungsbegriff" einer Wandlung unterziehn. Ihm ist der Aufsatz „Bildung" gewidmet. Unter „Bildung" versteht Baeumler nicht die durch irgendwelche Zeugnisse belegbare Erwerbung von Bildungsgut, sondern „die gesetzmäßige Entfaltung der Kräfte des Einzelmenschen."

Mit diesen Andeutungen ist Baeumlers Buch noch lange nicht ausgeschöpft. Es sei besonders noch auf den Aufsatz über „Herbart" verwiesen, der dem Schöpfer der Erziehungswissenschaft bei aller kritischen Einstellung doch Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wertvolle Einsichten und neue Auffassungen innerhalb der Geschichte der Philosophie vermitteln die Aufsätze „Philosophie", „Um Theologie und Wissenschaft" (zum Descartes-Kongreß 1937) und insbesondere die Rede über „Fichte", anläßlich seines 175. Geburtstages, an der Berliner Universität. Baeumler schließt das Buch mit zwei Deutungen klassischer Dichtungen. Goethes „Iphigenie" wird nicht mehr als Priesterin und Verkünderin der „Humanität", sondern als der adelige deutsche Mensch gesehn, dem „des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt" und die durch die Kraft ihres reinen und unverfälschten Gemütes das Leben zwingt. In anderem Sinne ist auch Schillers „Wallenstein" als Drama des deutschen Menschen gesehn. Der Held scheitert in der tragischen Verstrickung, die ihn als Feldherrn des Reiches und Gegner des Kaisers gefesselt hat. So verlieh Baeumler auch hier dem neuen Menschenbild Schärfe und Greifbarkeit. Gerade darin liegt die Fruchtbarkeit seiner Ausführungen.

3) Bildung und Gemeinschaft. Berlin, Junker & Dünnhaupt 1942. 297 S. Geh. 5,40 *RM*; geb. 6,50 *RM*.

Alte Geschichte

Von Fritz Schachermeyr

Zwei stattliche Bände mit dem Titel „Das Neue Bild der Antike!"[1]) Das mag in manchem Leser dieser Zeitschrift die Hoffnung erweckt haben, hier einen ersten Versuch einer

1) Hrsg. von Helmut Berve. I. Band: Hellas. 394 S. 140 Bilder. — II. Band: Rom. 458 S. 67 Bilder und Karten. Leipzig, Koehler & Amelang 1942. 28 *RM*.

rassenkundlichen Betrachtung des Altertums vorgelegt zu erhalten. Unter den von 38 Forschern stammenden, zumeist übrigens ganz vortrefflichen Beiträgen zeigt sich aber allein der am Schlusse stehende und in jeder Hinsicht höchst bedeutsame Aufsatz von Miltner in grundsätzlichem Sinne auf rassenkundliche Betrachtung ausgerichtet. Im übrigen wird die Betrachtung mehr von der Plattform des volkhaften Sichentfaltens vorgenommen. Das hat sich trefflich bewährt bei der Behandlung der älteren römischen Zeit und bei derjenigen der sogenannten augusteischen Erneuerung. Das alte, sittenstarke Bauernrom wird in wunderbarer Weise wiederum lebendig, desgleichen das Ringen des Augustus um die Wiedergeburt seines Volkes. Hiervon gibt unsere neue Forschung wirklich schon ein neues Bild von überzeugender Kraft. Die dem griechischen Altertum und der römischen Kaiserzeit geltenden Beiträge zeigen leider nicht die nämliche Geschlossenheit und gegenseitige Abstimmung. Das Nebeneinander von geschichtlichen, antiquarischen, archäologischen und literarhistorischen Beiträgen kommt zu keinem rechten Zusammenklingen. Hätte der Herausgeber hier den Rassengedanken zum Ausgang einer gemeinsamen Betrachtung erhoben, so hätten die Beiträge darin den ihr mangelnden gemeinsamen Sinn (und Nenner) wohl zu finden vermocht.

Einen bedeutsamen Abriß veröffentlicht Hans Heinrich Schaeder unter dem Titel „Das Persische Weltreich".[2]) In fesselnder und anschaulicher Weise wird uns hier Wesen und gedankliche Grundlage des ersten von Indogermanen begründeten Weltreiches vor Augen geführt. Vortrefflich wird auch der Gegensatz von persischer und assyrischer Weltreichsausformung dargestellt, desgleichen das Verhältnis der Achämeniden zur Lehre Zoroasters. Dagegen glaube ich, daß Schaeder das Perserreich allzusehr als zentralistische Einrichtung sieht und die Züge einer mehr lockeren, feudalen Fügung etwas vernachlässigt.

Ein reifes Meisterwerk deutscher Geschichtsschreibung großen Stils begrüßen wir in Ernst Kornemanns Große Frauen des Altertums[3]); eine der besten Arbeiten des Verfassers, ausgezeichnet durch tiefgründiges psychologisches Einfühlungsvermögen, durch Klarheit einer das Wesentliche scharf erfassenden geschichtlichen Schau und eine wahrhaft glänzende Darstellungskunst. Auch der Rassenforscher wird in dem Buche mancherlei Anregung finden, so vor allem in der die Frühzeiten betreffenden Einleitung und in den Abschnitten über die orientalischen Fürstinnen der Römischen Kaiserzeit. — Franz Altheims Werk „Italien und Rom" ist nun mit dem Erscheinen des 2. Bandes[4]) vollendet. Daran fügt der Verfasser bereits einen weiteren Band, betitelt „Rom und der Hellenismus".[5]) Beide Bände bieten zwar weniger an rassenkundlich verwertbarem Material, als der im vorigen Bericht (Rasse 1942, S. 160) besprochene, gehören aber mit zu dem Besten, was über die römische Frühzeit geschrieben wurde. Besondere Beachtung verdient, wie immer wieder die das Kleine und Kleinste betreffende Einzelforschung durch Verknüpfung mit Problemen großen Stils über sich hinausgehoben wird; wie die Zeugnisse von Landschaft und Schrifttum, von Siedlungen und Gräbern zum harmonischen Zusammenklingen gebracht werden und wie — mit dem Fortschreiten der römischen Geschichte — auch die ersten Persönlichkeiten aus einem nüchternen und fragmentarischen Material zu ungeahnter Anschaulichkeit neu erstehen. — Wertvoll für den Rassenforscher ist die Arbeit über „Weibwertung oder Mutterrecht" von Wolfgang Philipp[6]), die sich in sehr erfreulicher Weise von der Vorstellungswelt Bachofens freimacht

2) Vorträge der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 1940/41. 40 S. 1 Karte. Breslau, Wilh. Gottl. Korn Verlag.

3) 455 S., 21 Abb., 8 Stammtafeln (= Sammlung Dieterich, Bd. 86). Leipzig, Dieterichscher Verlag 1942. Lw. 6,80 *RM*.

4) „Bis zum Latiner Frieden 338 v. Zw." Bildteil von E. Trautmann-Nehring. 500 S., 20 Abb. Amsterdam-Leipzig, Pantheon, Akademische Verlagsanstalt.

5) 145 S. Amsterdam-Leipzig, Pantheon, Akademische Verlagsanstalt.

6) XII und 521 S. Schriften der Albertus-Universität. Geisteswissensch. Reihe. Bd. 35. Königsberg-Berlin, Ost-Europa-Verlag 1942. 9 *RM*.

und mit Hilfe der aus dem Altertum überkommenen Nachrichten wie vor allem des keltischen Schrifttums das Wesen und die rassische Zugehörigkeit der in Frage kommenden Erscheinungen verfolgt.

Von kleineren Schriften seien die Kriegsvorträge der Universität Bonn erwähnt, in denen zwei wertvolle Beiträge von Ernst Bickel über Homer und über die griechische Tragödie erschienen sind, ferner Hans Herters Darstellung von Platons Staatsideal.[7]) Bei Bickel begrüßen wir vor allem die Weite seines Blickes und sein Vermögen, auch die Tatbestände der deutschen Sage wie Sagendichtung als vollwertiges Vergleichsmaterial heranzuziehen. — Einzelfragen zur Geschichte der Oidipus-Sage behandelt Ludwig Deubner in seiner Abhandlung Oidipusprobleme.[8]) — In einem Wiener Universitätsvortrag stellt Johannes Mewaldt[9]) in lebendiger Weise den Reichtum der Hellenen an weltanschaulichen Schöpfungen dar und betont, daß sich infolge der obwaltenden rassischen Verwandtschaft die Grundzüge aller später im Abendlande entstandenen Weltanschauungen bereits im griechischen Geistesleben erkennen lassen. — Beiträge zum antiken Wertempfinden liefert Johanna Schmidt in ihrem Büchlein Ethos.[10]) Sie sind als Vorarbeiten von Nutzen für eine künftige rassenkundliche Erfassung der verschiedenen Typen antiker Werthaltung.

7) Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn a. Rh. Heft 58/59: E. Bickel, I Homer, II Die griechische Tragödie. 116 S. — Heft 92: H. Herter, Platons Staatsideal. 28 S. Verl. Gebr. Scheur, Bonn 1942. 1,90 *RM* und 0,50 *RM*.

8) 43 S. (Abhandlungen der Preußischen Akademie d. W. 1942. Phil.-hist. Kl. Nr. 4.) Berlin 1942.

9) Hellenische Weltanschauung (Wiener Wissenschaftl. Vorträge u. Reden Heft 2). 28 S. Wien-Leipzig, H. Sexl. 1941. 0,80 *RM*.

10) 179 S. Borna, R. Noske 1941. 4,80 *RM*.

Verantwortlich für den Textteil: Dr. Hans Burkhardt, Schleswig, Mühlenredder 15
für den Anzeigenteil: Horst Eisendick, Berlin. Pl. 3
Printed in Germany Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig Ausgegeben am 15. Mai 1943

ROTANOX
oczyszczanie
I 2014

Briefmarken

von deutschen Kolonien und Kleinstaaten kauft und verkauft

Hans Sinn, Bad Bramstedt (Holstein)

Briefmarken

Sabeff-Post grat. 300 verschied. „Belgien" RM 15.80 franko. **Sabeff Wien IX/71/M**

In 5. Auflage!

Warum Erziehung trotz Vererbung? Von Prof. Dr. G. Pfahler. 1943. VIII, 165 Seiten mit 8 Bildtafeln und 1 Tabelle. Geb. *RM* 3.20

‚Eindringlich und klar im Inhalt, innerlich und beredt in der Darstellung, dürfte Pfahlers Buch weite Verbreitung finden und imstande sein, der Psychologie Freunde zu werben." (Zeitschr. f. Psychologie.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Neuerscheinung!

AHNENKULT UND AHNENGLAUBE IM ALTEN ROM

Von Dozent Dr. Fr. Bömer

1943. X, 147 S. Geh. *RM* 9.–. (Beihefte zum Archiv für Religionswissenschaft, Heft 1)

Die Bindungen des alten Römertums an seine Vorfahren in Familie, Volk und Staat werden zum Gegenstand eingehender interpretatorischer Untersuchungen gemacht. Die di parentes, die vergotteten Ahnen der römischen Familie, und die di indigetes, ihre Entsprechung in der staatlich-politischen Sphäre römischer Religiosität, bilden den Mittelpunkt des Buches.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

In 5. Auflage erschien soeben:

FRÖMMIGKEIT NORDISCHER ARTUNG

Von Professor Dr. H. F. K. Günther

1943. 40 Seiten. Kart. *RM* 1.20

„Günther stellt in dem vorliegenden Büchlein das Ursprüngliche der nordisch-indogermanischen Frömmigkeit in seiner reinsten und reichsten Entfaltung dar.... Man fühlt auf jeder Seite, daß Günther dieses Werkchen bei aller wissenschaftlichen Strenge mit seinem ganzen nordischen Herzblut geschrieben hat. Und so greift er an das Herz des deutschen Menschen, der sich besonnen hat auf seine ureigenen Charakterwerte." (Völk. Beob.)

„Die aus einem Vortrag hervorgegangene Schrift bietet sehr viel des wissenschaftlich Belegten und zum Vergleichen Anregenden, das immer bestimmter auf eine ‚arteigene' Grundeinstellung des abendländischen und besonders des deutschen Menschen hinweist, die er unabhängig von Form und Inhalt seiner Glaubenslehren einnimmt." (Deutschlands Erneuerung.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Anzeigengrundpreis: 1/4 Seite *RM* 50.–. Kleinere Seitenteile entsprechend. **Anzeigenannahme:** Anzeigenverwaltung Berthold Giesel G.m.b.H., Berlin W 35, Potsdamer Straße 199, Fernsprecher Pallas 87, 4588. Postscheckkonto: Berlin Nr. 6018.

Geopolitische Schriftenreihe
„MACHT UND ERDE“

Seeherrschaft

Von Prof. Dr. J. März. 2. Aufl. 1943. III, 59 Seiten mit 4 Karten. Kart. *RM* 1.20 (Heft 7)

„Unter dem Titel ‚Seeherrschaft‘ untersucht der Verfasser ein großes Gebiet der Seegeltung und zwar eben das militärische, das gegenwärtig von größtem Interesse ist. Es werden die einzelnen Seegebiete und Seewege, die Seeherrschafts- oder Seemachtansprüche der großen Staaten und ihre geographischen, technischen und militärischen Vorbedingungen behandelt, ferner die historische Bedeutung der Seemachtausübung sowie ihr heutiger Stand um die schwebenden Fragen. Im ganzen ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte.“ (Danzig. Vorpost.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Geopolitische Schriftenreihe
„MACHT UND ERDE“

Der Atlantik

Geopolitik eines Weltmeeres

Von W. Siewert. 2. Aufl. 1943. IV, 96 Seiten mit 10 Karten. Kart. *RM* 2 (Heft 16)

„Dieses Bändchen gibt eine politische Lebensgeschichte des Atlantischen Ozeans von seiner Entdeckung an über die spanisch-portugiesische, die holländische, die britisch-französische und die britisch-amerikanische Epoche der Seebeherrschung, um mit einem Ausblick auf die gegenwärtige und die zukünftige Gestaltung der Machtverhältnisse auf diesem Weltmeere zu schließen, gewiß ein ebenso interessantes wie aktuelles Thema, das genauer zu studieren lohnt.“ (Natur und Kultur.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Geopolitische Schriftenreihe
„MACHT UND ERDE“

Ibero-Amerika

Räumliche Grundlagen u. geschichtlicher Werdegang, Gegenwartslage und Zukunftsfragen. Von Dr. Fr. Niedermayer. 1941. VI, 96 S. mit 10 Karten. Kart. *RM* 2.— (Heft 17)

„Ein ebenso sachkundig wie aufschlußreich und interessant geschriebenes Buch, das wir auch jenen empfehlen, die sich nicht speziell mit Südamerika beschäftigen.“ (Zeitschrift für Geopolitik.)

„Auf einer erdkundlich-geschichtlichen Grundlage schält sich aus dem Stoff eine in die Zukunft weisende umfassende Gegenwartskunde der südlichen Neuen Welt heraus, die in der Auseinandersetzung zwischen dem demokratischen und autoritären Staatsgedanken den Weg zur nationalen Idee findet, aus der neue Menschen geformt, Staaten umgebaut und Kulturen weiterentwickelt werden.“ (Neue Wege.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Geopolitische Schriftenreihe
„MACHT UND ERDE“

Das politische System der orientalischen Staaten

Von Dr. C. Oehlrich. 2. Aufl. 1943. III, 88 S. mit 3 Kartenskizzen. Kart. *RM* 1.80 (Heft 15)

„Eine kurzgefaßte, aber erschöpfende und sehr klare Darlegung der Entstehungsgeschichte der orientalischen Staaten an Hand der politischen Vorgänge. ... Mit Hilfe dieser gründlichen politischen Einführung ist es einfach, die durch den jetzigen Krieg hervorgerufenen politischen Vorgänge und Weiterentwicklungen der orientalischen Staaten zu verfolgen und in ihrer Bedeutung und Reichweite zu verstehen.“ (Deutschtum im Ausland.)

„... Die kleine Arbeit Oehlrichs ist ein im besten Sinne politisches Buch, ist so, wie wir auch andere Probleme zur politischen Aufklärung unseres Volkes behandelt sehen möchten.“ (NS.-Monatshefte.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin